



kalmenzone literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 14 • Herbst 2018

mit Beiträgen von

**Apolonia Gottwald • Alexandra Bernhardt • Caroline Hartge •
Sabine Göttel • Elin Brodin • Gabriele Haefs •
Romain John van de Maele • Norbert Rath •
blume (michael johann bauer) • Sigune Schnabel •
Hannie Rouweler • Christine Kappe • Michael Hillen •
André Schinkel • Cornelius van Alsum**

Titelbild: Kakteen-Bett (1998). Aquarell, Deckweiß.

IRENE KLAFFKE, geb. 1945, lebt als freie Malerin und Illustratorin in Letter bei Hannover. Diplom „Freie Malerei und Freie Grafik“ (FH Hannover). Diverse Einzel- und Gruppenausstellungen, Beteiligung an Kunstaktionen und Kunstprojekten. Mitglied im Bund bildender Künstler und im Hannoverschen Künstlerverein. Ein bedeutender Teil ihrer Bilder und Zeichnungen entsteht als Nachklang der intensiven Beschäftigung mit Literatur.

Inhalt von Heft 14 (2018)

editorial	5
Apolonia Gottwald <i>SCHÖNHEIT FÜR MATHEMATIKER</i>	7
Alexandra Bernhardt <i>NEKROLOG</i>	11
Caroline Hartge <i>GRÜN GRÜNER HASELSTRAUCH</i>	12
Sabine Göttel <i>DIE GLOCKEN</i>	14
Elin Brodin <i>KRIECHTIERE</i> aus dem Norwegischen übertragen von Gabriele Haefs	15
Romain John van de Maele <i>MIKAEL JOSEPHSEN – DIE BESCHÄDIGTE KINDHEIT UND DIE ENTGLEISTE JUGEND</i>	19
themenschwerpunkt Hängende Gärten, blühende Landschaften	
äquatoriale bibliothek	
Norbert Rath <i>EIN KINDERBUCH ZU MARIA SIBYLLA MERIAN</i>	27
<i>DER HÄNGENDE GARTEN VON BABYLON</i> aus der Universalgeschichte Diodors	31
blume (michael johann bauer) <i>AUS DEN SUBLIMEN MEMOIREN EINES HAENGENDEN GARTENS</i>	33
Guillaume Apollinaire <i>RHÉNANE D'AUTOMNE – HERBSTLICHES RHEINGEDICHT</i> aus dem Französischen übertragen von Sigune Schnabel	35
Hannie Rouweler <i>DIE TÄNZERINNEN AUS BALI DIE NICHT GEKOMMEN WAREN</i> aus dem Niederländischen übertragen von Romain John van de Maele	37
<i>HÄNGENDE GÄRTEN, BLÜHENDE LANDSCHAFTEN</i> Gedichte von Christine Kappe, Michael Hillen, Alexandra Bernhardt und André Schinkel	39

<i>SO AKTUELL WIE EH UND JE</i> Interview zum Dessau-Wörlitzer Gartenreich	43
Antero de Quental <i>AUS DEN LEITURAS POPULARES (1860)</i>	49
die böe zum schluß <i>AUS VOLTAIRES TRAGÖDIE SÉMIRAMIS</i>	52

Heft 15 der [kalmenzone](#) erscheint im Frühjahr 2019.
Themenschwerpunkt: Prometheus.

Weder mesopotamische Gärten noch blühende Landschaften zu dieser Zeit, soweit das mitteleuropäische Auge reicht: Kommt das vierzehnte Heft der **kalmenzone** nicht daher wie Schokoladeneier zu Weihnachten? Wenn uns aber nun „nach der Sonne friert“, etwa so wie den Nürnberger Dürer, als er aus Italien zurückkehrte? Im übrigen sind die ausdrucksstärksten Kunstwerke zur gärtnerischen Thematik vermutlich nicht solche, die aus der unmittelbaren Deskription erwachsen; insofern kann ein wenig zeitlicher Abstand zur natürlich-meteorologischen Gartensaison durchaus zur Reifung beitragen.

Ebenso alt wie die Liebe zum kultivierten Gartenland und der Genuß des Aufenthaltes darin ist die Sehnsucht danach, das schmerzliche Gefühl, aus dem fruchtbringenden und nach menschlicher oder auch göttlicher Vernunft gestalteten Bezirk ausgeschlossen zu sein. Eng verwandt: das angstvolle Wissen um die Verletzlichkeit des Gartens, womit wiederum die – erwünschte oder verdamnte – Möglichkeit der Grenzüberschreitung und insbesondere erotische Optionen anklingen. Das beginnt mit den frühen Hochkulturen, mit den Psalmen und dem Hohenlied und fast im wörtlichsten Sinne bei Adam und Eva. Unter christlichen Vorzeichen setzt es sich beispielsweise fort im marianischen Bildmotiv des *hortus conclusus* oder auch im „Garten der Lüste“ des Hieronymus Bosch. Man mag etwas von dieser Gefühlswelt in Hölderlins „Hälfte des Lebens“ wiedererkennen, und selbst der vielverspottete deutsche Kleingärtner ist unter diesem Gesichtspunkt alles andere als ein Parvenu, vielmehr ein rezenter Abkömmling einer uralten und illustren Ahnenreihe, der sich von den Gärtnern Babylons mit ebenso großem oder größerem Recht herschreiben darf wie beispielsweise die Planer der gigantischen „Hängenden Gärten“ im ultramodernen Shanghai. Welches Hochgefühl es bedeutet, die eigene Gartenparzelle – und oft genug nach längerer Wartezeit – in Besitz zu nehmen, kann vielleicht nur nachvollziehen, wer es erlebt hat.

Darin mag eine gewisse Selbsttäuschung liegen – nicht die schlechteste Voraussetzung für gärtnerische wie künstlerische Produktivität. Überhaupt sind Gärten nicht selten Orte der Täuschung und Irreführung. Das gilt par excellence für Irrgärten; doch arbeitete, wenn man Diodors Beschreibung folgt (vgl. S. 31), schon das Weltwunder der hängenden Gärten von Babylon mit Täuschungseffekten im weiteren Sinne. Daß Schloßparks und ähnliche Anlagen ebenso dem Ergötzen der Mächtigen dienen wie ihrer Selbstdarstellung und zum Instrumentarium der Macht gehören, braucht nicht eigens betont zu werden. Das gilt freilich für den Landbau im allgemeinen. Auch hier liegen, wie etwa die biblische Josefsgeschichte deutlich macht, die Anfänge in tiefer Vergangenheit. Allerdings hat besonders das 20. Jahrhundert gezeigt, wie anfällig die Landwirtschaft für politische Manipulationen ist: Man denke etwa an Stalins Agrarideologen, den Scharlatan Trofim Denissowitsch Lyssenko, dessen Theorien, mit Stalins Unterstützung in die Tat umgesetzt, zu schweren Mißernten führten und die Ernährungssituation in der Sowjetunion erheblich verschärften. Längst nicht jede landbauliche Illusion ist also ein Spaß, und so mag es zu den Vorzügen des Gartens gehören, daß er eng umgrenzt ist und die Fehler oder auch Launen der Verantwortlichen nicht ganze Länder in Mitleidenschaft ziehen können.

Auch diesmal ist es dem Hrsg. eine angenehme Pflicht, allen Autorinnen und Autoren, Übersetzerinnen und Übersetzern, Bildkünstlerinnen und -künstlern für ihre Mitwirkung zu danken. Die Übertragung ihrer Texte ins Deutsche haben freundlicherweise Elin Brodin und Hannie Rouweler gestattet. Dr. Steffen Kaudelka, Michael Keller und Annette Scholtka von der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz dankt der Hrsg. für ein schriftliches, sehr ausführliches Interview zum Dessau-Wörlitzer Gartenreich.

Gut gesagt, antwortete Candide, aber wir müssen unseren Garten bestellen.

SCHÖNHEIT FÜR MATHEMATIKER

Schönheit? Mathematik? Das scheint nicht recht zusammen zu passen, ist das Klischee eines Mathematikers doch ein verstaubter Mann mit Buchhalterbrille, der seinen Sinn für die schönen Dinge im Leben gegen die Fähigkeit zum Kopfrechnen getauscht hat.

In der Schule sehen wir kaum etwas von der echten Mathematik. Formeln auswendig lernen und anwenden, das ist alles, was dort geschieht. Keine Fantasie, keine Ideen. Nur Schemata, die auch ein Computer ausführen könnte. Jede Wiederholung macht die Welt ein bisschen blasser, ein bisschen langweiliger. Schule ist Routine, ein Ort, wo man seine Stunden absitzt, während man sich wünscht, man wäre woanders.

Echte Mathematik ist ein Abenteuer und eine Expedition in unentdecktes Land. Sie lebt, wie jede Wissenschaft, von der Freude am Rätseln, von der inneren Kinderstimme, die jede Antwort mit einem neuen „Warum?“ beantwortet.

Es geht in der Wissenschaft um das Entdecken von Neuem, um Wissen und Vorstellungen, die vorher nicht da gewesen sind. Um Wahrheiten, die unser Verstand kaum zu fassen vermag, etwa die Form des Universums oder die Idee, dass man sich nur schnell genug bewegen muss, damit die Zeit stillsteht.

Mathematik ist noch um eine Ebene abstrakter. Es geht nicht mehr um das, was ist, sondern um das, was sein könnte. Man fängt mit ein paar Ideen, ein paar Voraussetzungen an, stellt sich Fragen dazu und landet an einem Ort, der anders ist als alles, was man jemals gekannt hat.

Im realen Universum existiert zum Beispiel wahrscheinlich keine Unendlichkeit, obwohl sie einfach zu beschreiben ist: Es reicht, bei Eins mit dem Zählen anzufangen und nicht mehr aufzuhören.

Nur ist das nicht die ganze Wahrheit – es gibt unendlich viele verschiedene Unendlichkeiten, und wenn man anfängt, sich damit zu beschäftigen, stößt man sofort auf Schwierigkeiten.

Gibt es mehr Brüche als ganze Zahlen? Einerseits ja, weil jede ganze Zahl auch ein Bruch ist (ein Eintel ihrer selbst) und es Brüche gibt, die definitiv keine ganzen Zahlen sind. Aber andererseits auch nicht. Wenn ich zum Beispiel eine Anzahl Bälle und Boxen habe, finde ich heraus, wovon mehr da sind, indem ich nachzähle. Oder indem ich jeden Ball in eine Box werfe und nachsehe, ob am Ende Bälle oder Boxen übrig bleiben.

Aber wenn man das Gleiche mit ganzen Zahlen und Brüchen macht, stellt man fest, dass am Ende weder Brüche noch ganze Zahlen übrig bleiben.

Dazu kann man sich vorstellen, dass man jede ganze Zahl auf eine Box schreibt und jeden Bruch auf einen Ball. Wenn man dann nicht nur unendlich viele Boxen und Bälle, sondern auch unendlich viel Zeit hätte, könnte man jeden Ball in eine Box werfen, ohne dass einer übrig bleibt: Als erstes legt man den Ball mit der Eins in die Box mit der Eins und den Ball mit -1 in die zweite Box. Dann nimmt man alle Brüche, in denen nur Einsen und Zweien vorkommen (also $1/2$, 2 und ihre negativen Pendanten) und legt ihre Bälle in die nächsten vier Boxen.

Für die darauf folgenden Boxen nimmt man alle, in denen eine Eins oder Zwei und eine Drei vorkommen ($1/3$, $2/3$, $3/2$, 3 und ihre negativen Gegenstücke). Und immer so weiter. Wenn man möchte, kann man für jeden Bruch ausrechnen, in welcher Box sein Ball gelandet ist – es bleibt keiner übrig.

Jetzt könnte man denken, dass das logisch ist: Wenn es von der einen Sorte Zahlen unendlich viele gibt und von der anderen auch, müssen es dann nicht gleich viele sein? Seltsamerweise nicht.

Wenn wir auf die Bälle alle möglichen Zahlen mit unendlich vielen Nachkommastellen schreiben, auch die, die keine Brüche sind (wie zum Beispiel Pi oder der goldene Schnitt), dann bleiben immer Bälle übrig, gleichgültig wie wir sie in die Boxen sortieren.

Es ist ganz einfach, eine Zahl zu konstruieren, die in keiner Kiste gelandet ist; nennen wir sie „U“ wie „unmöglich“: Man schaut sich die erste Nachkommastelle der Zahl in der ersten Box an und wählt eine der 9 anderen Ziffern für die gleiche Stelle bei „U“. Wenn die erste Zahl zum Beispiel an dieser Stelle eine 5 hat, dann fängt „U“ mit 0,8 an. Oder mit 0,6. Dann schaut man sich die zweite Nachkommastelle der zweiten Zahl an und wählt eine andere Zahl als zweite Nachkommastelle von „U“. Und macht immer so weiter.

Das heißt, es gibt keine Box, in der der „U“-Ball liegen kann – dort liegt schon eine Zahl, die sich in mindestens einer Stelle von „U“ unterscheidet.

Das Schönste ist, dass man aus jeder Unendlichkeit noch eine größere konstruieren kann. Es hört nie auf (wie eigentlich immer, wenn es um Unendlichkeit geht).

Mathematik zu erforschen ist, wie einem Baum im Zeitraffer beim Wachsen zuzusehen. Am Anfang sind da nur zwei grüne Blätter und ein kleiner Stängel, nach einer Weile ein größerer Stängel und ein paar Blätter mehr, dann ein Stämmchen und ein paar Äste und am Ende landet man bei einem Stamm, der so groß ist, dass kein Mensch ihn alleine umfassen könnte und man Jahre brauchen würde, um alle Blätter zu zählen.

Es gibt ein Zitat des berühmten Physikers Richard Feynman, eine Reaktion auf einen Dichter, der ihm vorwarf, er könne die Schönheit einer Rose nicht richtig würdigen:

Die Schönheit, die sie für dich hat, entgeht mir keineswegs. Aber ich sehe auch eine tiefere Schönheit, die sich anderen nicht ohne weiteres erschließt. [...] Ich verstehe nicht, wie eine Blüte an Schönheit verlieren soll, wenn wir sie untersuchen. Es kommt immer nur Schönheit hinzu.

Mathematik reicht noch eine Ebene tiefer als jede andere Naturwissenschaft. Sie behandelt abstrakte Strukturen und die Logik selbst. Gleichgültig, worum es sich handelt, wenn man nur tief genug bohrt, kommt man immer bei ihr an. Sie ist das Fundament, auf dem alle anderen Naturwissenschaften aufbauen, sie ist selbst in der Sprache zu finden, ihre Muster sind der geheime Grund, warum wir Dinge als schön wahrnehmen. Symmetrische Gesichter finden wir meistens schöner als asymmetrische, und ein gutes Photo enthält nicht nur ein interessantes Motiv, sondern auch eine Komposition, die mathematischen Regeln folgt.

Natürlich ist das nicht alles; Gefühle sind nichts, was man einfach quantifizieren kann; wenn man aufhört, eine Rose als Rose zu betrachten, dann hat man tatsächlich etwas verloren. Aber Wissenschaft, ganz besonders die Mathematik, kann eben noch mehr: Man kann die Schönheit eines Baumes genießen und sich gleichzeitig bewusst sein, dass er Teil eines faszinierenden Ökosystems ist, dass man ihn als Beweis für die Evolutionstheorie benutzen kann und dass seine mathematische Beschreibung eine Herausforderung ist.

Schönheit für Mathematiker ist die Tatsache, dass etwas gleichzeitig unglaublich komplex und unglaublich einfach sein kann. Das ist das unlösbar scheinende Problem, das plötzlich in zwei Sätzen abgehakt ist, oder die einfache Frage, die das Tor zu einer neuen Welt aufstößt.

Es geht nicht um einen Nutzen, nicht einmal unbedingt um ein Ergebnis. Es geht darum, sich von der eigenen Neugierde tragen zu lassen, die Gedanken schweifen zu lassen, die Perspektive zu wechseln, Dinge auszuprobieren, nur weil man Lust dazu hat.

Es geht darum, etwas so gut zu verstehen, dass man beweisen kann, dass es wahr ist – etwas Einzigartiges, das nur in der Mathematik möglich ist und in keiner anderen Naturwissenschaft. Sobald man sich mit der realen Welt beschäftigt, kann man nur noch beweisen, dass etwas wahrscheinlich stimmt.

Mathematik sucht nach einer tieferen Wahrheit, genau wie die Literatur: Eine gute Geschichte fühlt sich echt an, man spürt, dass die Handlung, die Charaktere, die Geschichte als Ganzes ein Spiegelbild der Wirklichkeit sind, ein Fenster, durch das man einen kleinen Blick auf etwas Fundamentales werfen kann, das allem zugrunde liegt.

Genauso ist es mit den besten Beweisen in der Mathematik, denjenigen, die man wahrhaft als „schön“ bezeichnen kann: Die Puzzleteile und Logikstränge ordnen sich und man kann nicht nur nachvollziehen, dass die Argumente stimmen, sondern man kann es auch spüren; wenn man Glück hat, bekommt man eine vage Ahnung von einem tieferen Sinn dahinter. Und wenn man dieser Ahnung hinterher jagt, geht alles wieder von vorne los, bis man beim nächsten Beweis angekommen ist und dem unendlichen Baum ein weiteres Blatt hinzufügt.

Eine ausführliche (und witzigere) Erklärung der Unendlichkeiten findet man unter der Kapitelüberschrift „Hotel Hilbert“ zum Beispiel in

Ian Stewart, *Professor Stewarts mathematisches Kuriositätenkabinett*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag 2010.

APOLONIA GOTTWALD, geb. 1993, promovierte Mathematikerin, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten. U. a. Preise bei Kempener Literaturwettbewerben und in den Postpoetry-Wettbewerben 2010 und 2011. Zuletzt wurde die Kurzgeschichte „Das Rennen“ in der Anthologie *Fiction x Science* im pako Verlag, Rain 2018 veröffentlicht.



Sepolcro d'Archimede in Sicilia.

Giovanni Francesco Costa: Caprices de Berlin –
Grabmal des Archimedes in Sizilien (1750). Druck aus einer Serie.

Alexandra Bernhardt

NEKROLOG

Dann aber
kam der Abend,
und die Kraniche
neigten ihr Haupt,
bestimmt, durch den Rat der Ältesten
bereits heimlich Beschlossenes
gnädigen Blickes letztgültig abzunicken.

Das Siegel jedoch,
das andere spenden sollten,
blieb aus.

Ein Bote mag es verloren haben,
auf seinem Weg.

Wir wissen es nicht;
ahnen nicht, was geschehn ist.

Aber wir gedenken des Tags.

ALEXANDRA BERNHARDT, Jahrgang 1974. Studium der Philosophie, Gräzistik, Komparatistik und Orientalistik in München und Wien. Seit 2003 Veröffentlichungen von Kurzprosa und Lyrik in Zeitschriften und Anthologien sowie im Rundfunk. 2017 erschien der Gedichtband *Et in Arcadia ego*, 2018 folgte der Erzählungsband *Hinterwelt oder Aus einem Spiegelkabinett* (beide im Sisyphus Verlag). Lebt als freie Autorin, Übersetzerin und Herausgeberin in Wien.

Caroline Hartge

für Louise Landes Levi

I

GRÜN GRÜNER HASELSTRAUCH
meiner augen liebster stern
lass mir deine hand noch lang so warm
damit ich darin lesen kann

ehe wir das lesen in gesichtern verlernen
darein möchte ich dir buchstabieren,
butter streichen & salz streuen
ehe wir das schreiben mit der hand verlernen
ohne strom und ganz geheim meinen namen
in einer schrift die man lesen kann
sei taub sei blind und sprich zu mir
letzter sprecher einer ausgestorbenen sprache
bitte bilde seinen laut
und lies mein lied mir von den lippen ab

als du die lila herzgläser abgenommen hattest las ich in deinen augen
das murmeln der männer in den türen des tempels an rausch ha-schono:
wirf dich in das abgeschiedensein
vier tage lang und sechzehn faden tief
alles ich bist du. dein du bin immer ich.
vergiss nicht nach dem mond zu sehen

zähl ab die kirschen, teil drei pflirsiche
durch fünf. miss zu die schokolade
stückchenweis. wieviel mond haben wir noch?
leg streichhölzer zu kerzen, mehl und zucker in den schrank
ein hackklotz ein ofen; alles war mehr
als wir weniger hatten
und halb so viel zeit mit zählen verbrachten:
erzähl uns wie es früher war

1 bin ich & 2 mit dir
3 sind wir & 4
mit euch zusammen
5 sind vatermutterkind & paar:
eine volle hand
eine hand & 1 drei paar macht 6
und 7 –
viele
sachen und meilen und berge und zwerge und siegel und schlaf.

II

und siebenmal sieben gibt feinen sand.
you have there eine schöne dame
how do you say pure in German
rein. – ya, rein.

also siebe, siebe (nicht siebenmal, sondern siebzimal siebenmal)
sieben fragen fragen warten jahre
die ampel zeigt rot gerissene geduld und fäden
und menschen wechseln die seiten und strümpfe zerreißen am stacheldraht
die ampel zeigt grün ersprießliches glück und strähnen
und menschen wechseln die seiten nur die im schatten sieht man nicht
ich komme! ich komme!
schreit aus dem schacht die bahn mir entgegen
ehe sie kreischend zum stillstand kommt

über den main über den stein über sieben brücken
wie lange es dauert über diese brücke zu gehen
oder siebenmal ein und dieselbe brücke hin und her
und wie lange nicht mehr zu schreiben
und wie lange bis alles vorüber ist
das wirst du nicht erleben
das ende widerruft nicht was ich dir erzähle:
wieder sehen wir uns wieder
und dieses mal stimmt alles

CAROLINE HARTGE, geb. 1966, studierte Anglistik, Hispanistik und Geographie und lebt in Garbsen bei Hannover. Ihre Gedichte erschienen u. a. im *Neuen Conrady* (2000), im *Jahrbuch der Lyrik* (2009ff.) und der *ZEIT* (2013); zuletzt: *Spur von Licht* (Edition Michael Kellner & Blaubuch Verlag, 2018). Sie ist auch als Übersetzerin aus dem Englischen und Literaturwissenschaftlerin tätig. – Mehr auf www.carolinehartge.de.

Sabine Göttel

DIE GLOCKEN

der turm sticht seinen spitzen finger
ins fette hügelnd. du musst sehr
folgsam sein um das zu sehn. zu hören

allerdings bedarf es keines ahnen-
schwurs. es reichen windige versprechen
vom überleben und vom wiedergehn.

es gingen zwei und kamen viele. zurück
von dort wo keine heimat war. und beteten
nur wenn sie schliefen. die glocke

war ihr höchstes gut und rief sie leise. sie
schützten wolm und krone. und retteten
den ton aus dunklen herzarchiven.

jetzt läuten vier im turm. und klingen sechs
in sexten rippen und in terzen. es gingen
schon so viele. kommen werden keine mehr.

wie willst du wachsen wenn sie klagen?
die glocken haben sich ins netz geflüchtet.
ein klick. und es klingt grabeskühle.

Im Turm der protestantischen Kirche in Gries (Westpfalz) hängt die Glocke aus der Kirche der deutschen Auswanderer in Radauti/Rumänien. Sie wurde von den „Buchenländern“ auf der Flucht 1940 und 1944 mitgebracht und unter abenteuerlichen Umständen vor dem Einschmelzen zu Kriegszwecken bewahrt. Das Grieser Geläut wurde auf die „Bukowina-Glocke“ abgestimmt.

SABINE GÖTTEL wurde 1961 in Homburg/Saar geboren und lebt in Hannover. Sie studierte Deutsche und Französische Literaturwissenschaften und promovierte über Marieluise Fleißer. 1987 erschien ihr erster Lyrik-Band *Fische Fluten* (St. Ingbert: Röhrig Verlag). Sie ist mit ihren Gedichten, die ins Französische, Italienische, Sorbische und Türkische übersetzt wurden, in Anthologien und Literaturzeitschriften vertreten (u. a. *Junge Deutsche Lyrik 1; Chaussee*; poetenladen.de). Ihr Theaterstück *Die Walsche* (Wien 2012) wurde 2010 am Theater Bozen uraufgeführt. 2019 ist sie Stipendiatin des Saarlandes beim Autorenresidenzprojekt Printemps Poétique Transfrontalier.

Elin Brodin

KRIECHTIERE

aus dem Norwegischen übertragen von Gabriele Haefs

Es gibt allerlei Gründe, warum mir wohl kaum jemand glauben wird, wenn ich die außergewöhnlichste Geschichte meines Lebens erzähle, und ich werde sie jedenfalls nicht an Kneipentischen ausposaunen – falls ich jemals wieder an einem Kneipentisch lande.

Aber ich schreibe sie jetzt auf. Ganz allein und ohne klare Pläne, sie irgendwem zu zeigen, aber ich will auch nicht, dass die Geschichte mit mir stirbt. Im tiefsten Herzen hoffe ich, dass sie eines Tages von jemandem gelesen wird, der spürt, dass sie echt ist, vielleicht, weil dieser Jemand etwas Ähnliches erlebt hat. Es muss doch mehrere von uns geben? Oder vielleicht auch nicht.

Wer ich selbst bin, spielt keine Rolle. Man könnte auch behaupten, ich sei niemand. Ein komplett uninteressanter Versager, der ungefähr ein halbes Jahrhundert gelebt hat, ohne viel mehr zu erreichen als eine gründliche Alkoholabhängigkeit.

Meine minimalen Beziehungen zu anderen Menschen verliefen immer im Sand, und der Alltag bestand vor allem aus Rausch und Verdrängung, ab und zu unterbrochen von unfreiwilligen Perioden der Enthaltensamkeit, wenn ich mich in eine Situation gebracht hatte, in der ich nicht schnell genug Zugang zu Nervengiften finden konnte.

Das letzte Jahrzehnt war besonders schlimm, und ab und zu hatte ich Angst, dass sich bald das Delirium tremens mit lebensgefährlichen Krämpfen einstellen würde. Ich bewegte mich einige Male durch das Grenzland, und ich dachte, es wäre sicher nur eine Frage der Zeit, bis heulende Sirenen und künstliche Beatmung zur Realität werden würden – ich sah ein, dass das die natürliche Entwicklung wäre. Falls wir hier überhaupt von „natürlich“ reden können.

Wie die meisten Süchtigen stritt ich alles ab. Die Jugend war ein wilder Brand von meistens lustigen Rauscherlebnissen mit nur leichten Kopfschmerzen am nächsten Tag, und ich kann nicht genau sagen, ab wann die schwere Abhängigkeit begann. Aber ich hielt mich an das übliche Muster, ich goss morgens immer mehr nach und war im Suff immer weniger euphorisch, bis ich eigentlich nur noch trank, um durchzuhalten, und bis es eigentlich nie mehr richtig Spaß machte. Feste Arbeit und eigene Familie wurden fast automatisch zur Unmöglichkeit. Und dass ich meines Wissens niemals Vater geworden bin, muss ich unter diesen Umständen wohl für einen Segen halten.

Dann passierten nach und nach die schwerwiegenden Dinge in meinem Kopf. Bilder, die dort nichts zu suchen hatten. Nicht nur die widerwärtigen Träume in schweißnassen Morgenstunden unter der Decke, diese Vorstellungen waren auch noch nach dem Erwachen da. Ja, noch lange nach dem Erwachen, jedenfalls, wenn ich mich nicht schnell genug wieder ausreichend betäuben konnte. Der Gedanke, dass jemand oder etwas mich überwachte. Ab und zu glaubte ich auch, die Verfolger in halbdunklen Ecken zu sehen, in meiner Wohnung und auch in der Öffentlichkeit. Dinge, die durch meine Alpträume krochen, waren jetzt dabei, sie zu verlassen.

Einige wenige Male hatte ich wirklich Halluzinationen. Schlangen im Spülbecken und eine Art Kobold unter meinem Bett, um nur die zu erwähnen, an die ich mich am besten erinnere. Aber abgesehen von einigen Sekunden unter Schock glaubte ich nie richtig an diese Phänomene. Ich meine, einem wichtigen Teil von mir ist ja schließlich klar, dass einfach mein Gehirn durcheinandergeraten war, weil ich es in etwas ertrank, das es nicht vertrug. Das einzige, was dann irgendwann noch zwischen mir und dem absoluten Delirium stand, waren epileptische Anfälle – und der Glaube, dass Schlangen, Kobolde, Dämonen und menschenfressende Spinnen sich also gern um meine unbedeutende Person sammelten. Ich wusste doch immerhin, dass es sich dabei um Einbildung handelte.

Vor diesem Hintergrund wirke ich sicher nicht sonderlich glaubwürdig, wenn ich jetzt etwas erzähle, das nicht besonders gut in das Weltbild vernünftiger Menschen passt oder in die Paradigmen unserer Zeit überhaupt. Meine Geschichte würde vermutlich auch dann von der



Irene Klaffke: Alices Rückkehr (2005).
Aquarell, Deckweiß.

überwältigenden Mehrheit angezweifelt werden, wenn sie von Mutter Theresa oder Bill Gates erzählt würde. Aber ich möchte jetzt bei der Wahrheit bleiben, wenn es darum geht, wer ich bin und was ich erlebt habe. Also lasse ich es darauf ankommen. Ich habe nichts zu verlieren und auch kaum etwas anderes zu erledigen, dort, wo ich mich derzeit aufhalte.

Es fing an einem Sonntagnachmittag an. Ich hatte mich gerade erst aus einem unruhigen Schlaf herausgekämpft und hielt eine Weinflasche in der Hand. Um mich auf etwas konzentrieren zu können, schaltete ich den Fernseher ein, aber ich registrierte kaum, welcher Unsinn dort vorüberflimmerte. Vermutlich ging es in meinem eigenen Kopf weder besser noch schlechter zu.

Aber plötzlich tauchte zwischen mir und dem Fernseher ein echsenartiges Wesen auf, es ging auf zwei Beinen und trug einen durchsichtigen langen Kittel. Es war ein Zwischending zwischen einem Dämon und etwas aus Star Wars.

„Nein“, sagte ich. „Das geht zu weit.“

Das Wesen blieb stehen, musterte mich von Kopf bis Fuß und sagte mit überraschend hoher und piepsender Stimme: „Wir bedauern, tandaradei, die Ungelegenheiten.“

Bisher hatten meine Halluzinationen noch nie eine Tonspur gehabt, und ich muss zugeben, dass mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Es ist ja zudem so, dass wir die Augen schließen können, aber nicht die Ohren.

Gleich darauf sah ich, dass ich seit meinem Erwachen zudem fast den gesamten Inhalt meiner Weinflasche getrunken hatte, weshalb ich keine Entzugserscheinungen hatte. In diesem Zustand Halluzinationen zu erleben, widersprach also jeglicher Vernunft.

„Bitte“, murmelte ich, ohne so richtig zu wissen, an wen ich mich dabei wandte. Ich glaube doch eigentlich an nichts.

„Wir bezahlen doch“, sagte die Echse im Kittel. „Aber nun musst du mich entschuldigen, liebe Hure. Denn die Sache eilt leider ein bisschen.“

Dann stapfte sie weiter in die Küche, wo ich sie nicht sehen konnte, und ich hörte, wie sie sich dort eine Weile zu schaffen machte, dann verstummten diese Geräusche. Inzwischen fühlte ich mich eher tot als lebendig. Die einzige Erklärung, die ich finden konnte, war, dass der Weißwein aus irgendeinem unerfindlichen Grund beträchtliche Mengen LSD enthalten hatte.

Nachdem einige Minuten lang Stille in meiner Wohnung geherrscht hatte, riss ich mich zusammen und stolperte auf gefühllosen Füßen in die Küche. Die war zum Glück leer. Aber auf dem Spülstein lag ein Zettel, auf dem in Großbuchstaben stand: „Die Unannehmlichkeiten tun uns wirklich leid. Ausland. In zwei parallelen Dimensionen ist es zu einer Störung gekommen, Aschenbecher und mehr, und wir müssen gerade hier reparieren. Bitte, sag uns, wie wir dich für dieses Eindringen in deine Privatsphäre entschädigen können. Feder am Hut.“

Ich nahm den Zettel, drehte und wendete ihn. Ich konnte ihn spüren, nicht nur sehen, und er stammte einwandfrei aus meinem Notizblock, der auf dem Küchenschrank gelegen hatte.

Das war ein bisschen viel, und ich musste ganz schnell eine weitere Flasche ziemlich weit leeren.

Am nächsten Tag wurde ich davon geweckt, dass nicht weniger als drei Echsenwesen in Kitteln vor dem Schlafzimmerfenster standen und in einem überaus bizarren Kauderwelsch miteinander sprachen. Eins hielt in seiner gelben Pfote ein Gerät oder eine Waffe.

„Henrik, du musst zum Arzt“, murmelte ich, wusste aber, dass das nicht in Frage käme, denn zu dieser Branche hatte ich noch nie Vertrauen gehabt.

Diesmal sprach keine der Echsen mich an. Ich hatte den Eindruck, dass sie es reichlich eilig hatten. Ihr Geplapper und ihre Ausstrahlung wirkten irgendwie fieberhaft.

„Ach, wenn mir doch weitere Sorgen erspart blieben“, jammerte ich in mein Kissen. „Ich wäre gern irgendwo, wo ich niemals wieder belästigt werde. Ich habe alles so satt!“

Die Echsen achteten noch immer nicht auf mich. Ich dachte verbittert, dass es ja auch nichts half, wenn sie die Unannehmlichkeiten bedauerten, egal, ob nun schriftlich oder mündlich.

Ich kroch aus dem Bett und lief nackt an den Kittelwesen vorbei, zur Küche und zum Kühlschrank, und goss ein Bier in mich hinein.

Meine nächste Erinnerung ist dann, dass ich allein in einer Art Grotte erwachte. Ich war teilweise in einer Flüssigkeit versunken, in einem Gerät, mit dem ich durch Schläuche und Kabel verbunden war.

Aber seltsamerweise verspürte ich nicht die geringste Angst. Ich war nämlich gerade betrunken genug, in einem so segensreichen Rausch, wie ich ihn bisher in meinem ganzen Leben noch nie erlebt hatte, und alles kam mir nur angenehm vor. Ich war locker, mir war alles egal und ich verspürte in regelmäßigen Abständen das Verlangen, herzlich zu lachen.

Und ich liege noch immer hier. Und zwar schon lange, wenn ich auch nicht genau weiß, wie lange, denn ich habe hier weder Uhr noch Kalender. Und das ist mir inzwischen auch egal. Ich bin noch immer gerade betrunken genug, wie in dem Moment, als ich hier an diesem Ort erwacht bin – nicht so sehr, dass ich nicht mehr klar denken könnte, aber genug, um alles mit tiefer Gelassenheit hinzunehmen und jede Sekunde meines Lebens zu genießen. Der erhabene Höhepunkt des Rausches ist ganz einfach permanent geworden und wird nie zu stark, es gibt keinen nüchternen Zustand oder ähnliches Elend. Ich befinde mich in einem chemischen Elysium, das kaum zu beschreiben ist. Und die offenbar auserlesene alkoholhaltige Flüssigkeit, die ununterbrochen aus den Apparaten, an die ich angeschlossen bin, durch mein System strömt, scheint auch allerlei Nährstoffe zu enthalten, denn Hunger habe ich nie.

Für meine Bedürfnisse ist auf allerbeste Weise gesorgt. Ich bin überaus dankbar. Ich kann mich zwar kaum bewegen, aber ich verfüge über Mittel, die es mir ermöglichen, ohne besondere Mühe zu schreiben. Eine Form von Technologie, die mir unbekannt ist, aber die sich sehr leicht anwenden lässt, sogar in meinem Zustand. Hier will ich also bleiben.

Ein einziges Mal gab es, seit ich hier bin, eine Art von Kommunikation mit anderen Lebewesen, und zwar eine schriftliche Mitteilung, deren Stil mir bekannt vorkam: „Tiefe Dankbarkeit dafür, dass der geduldige Herr ausgehalten hat, mit Samtschleifchen am Gruß. Hoffen, sein ausgesprochener Wunsch nach Art von Entschädigung für unfreiwillige Herrschertechnik ist abermals befriedigend. Tandaradei.“

Es gibt Engel mit Schuppen.

ELIN BRODIN, geb. 1963, erste Buchveröffentlichung die Kurzgeschichtensammlung *Morgen i Aftenlandet* (1983, „Morgen im Abendland“), schreibt für Jugendliche und Erwachsene, seit einigen Jahren zudem eifrige Bloggerin und streitbare Kommentatorin des Zeitgeschehens. Vielfach übersetzt, für *Lieber Poti* (1994) nominiert für den Deutschen Jugendbuchpreis, für *Das Buch der Sklaven* (1997) ausgezeichnet mit dem Gustav-Heinemann-Friedenspreis.

GABRIELE HAEFS, geb. 1953 am Niederrhein, lebt als Autorin und Literaturübersetzerin in Hamburg. Studium der Volkskunde, Sprachwissenschaft, Keltologie und Nordistik, Promotion über *Das Irenbild der Deutschen* (Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 1983). Für ihre Übersetzung von *Sofies Welt* erhielt sie zusammen mit Jostein Gaarder 1994 den Deutschen Jugendliteraturpreis; neben weiteren Auszeichnungen ist sie seit 2011 Trägerin des Königlich Norwegischen Verdienstordens. Zahlreiche Buchveröffentlichungen als Verfasserin, Herausgeberin und Übersetzerin, zuletzt die Übersetzung von Maírtín Ó Cadhains *Grabgeflüster* (Stuttgart: Kröner 2017).

Romain John van de Maele

MIKAEL JOSEPHSEN – DIE BESCHÄDIGTE KINDHEIT UND DIE ENTGLEISTE JUGEND

In der modernen dänischen Literatur spielen Kinder und die Kindheit eine große Rolle. Der von Oswald Spengler beeinflusste Schriftsteller Jørgen Nielsen (1902–1945) hat in den Romanen *En gaard midt i verden* (1936), *Dybet* (1940) und *Et hus splidagtigt med sig selv* (1945) die Kindheit als eine unheimliche Lebensphase beschrieben. Laut Sven Møller Kristensen war „der Jütländer einer der bedeutendsten, am tiefsten bohrenden Psychologen, der seinen Stoff aus der Welt der armen, pietistischen Kleinbauern holt und hier Konflikte und Auseinandersetzungen gewaltvollster Art erlebt.“¹ Besonders die Novelle *En Katastrofe* (in der Novellensammlung *Figurer i et Landskab* (1944) gestaltet die einsame und von Ausbeutung geprägte Kindheit eines sehr jungen Landarbeiters.

In den Romanen *Barndommens gade* (1943; *Straße der Kindheit*, 1952) und *Man gjorde et barn fortræd* (1941) hat Tove Ditlevsen (1917–1976) ihre eigene Kindheit im Kopenhagener Viertel Vesterbro fiktionalisiert. Annegret Heitman hat ihre frühe Thematik wie folgt gekennzeichnet: „Sie beschreibt zunächst ihre Kindheit in einer Arbeiterfamilie, die schmerzliche Beziehung zu einer lieblosen Mutter, ein Milieu, in dem sie sich fremd fühlt, Armut und Ängste; nach der Konfirmation die schnell wechselnden Arbeitsplätze im Haushalt und im Büro und schließlich den Durchbruch als Dichterin im Jahre 1939.“² Tove Ditlevsen debütierte mit dem Gedichtband *Pigesind*, aber sie war auch sehr erfolgreich als Romanautorin.³ Ihre (teilweise literarische) Identität wurde wie folgt charakterisiert:

Tove Ditlevsens Identität ist geprägt von mangelnder Geborgenheit, Einsamkeit, Anders-Sein, Angst und Wirklichkeitsflucht bis hin zur Todessehnsucht. Ihre Überlebensstrategie war – seit ihrer Kindheit – das Schreiben. Doch ist es nicht nur persönliche Therapie. Das Schreiben über ihr Leben macht Tove Ditlevsen zu einer öffentlichen Person, durch ihre schonungslose Selbstauflieferung tut sie einen Schritt hin zur Politisierung des Privaten. Und so erklärt sich ihre Popularität wohl nicht zuletzt durch die frauen- und zeittypischen Aspekte ihrer extremen Erfahrungen: angefangen von der schwierigen Mutter-Tochter-Beziehung bis zur Doppelrolle als Hausfrau, Mutter und Schriftstellerin, vom Entfremdungserleben bis zur vergeblichen Jagd nach Geborgenheit in der Ehe.⁴

Hans Christian Branners (1903–1962) Darstellungen in den Romanen *Barnet leger ved stranden* (1937), *Historien om Børge* (1942; *Die Geschichte von Børge*, 1948), *For barnets skyld* (1946) und Erzählungen wie „Et barn og en mus“ in der Novellensammlung *Om lidt er vi borte* (1939) und „Drenge om foråret“ in dem Band *To minutters stilhed* (1944) zeugen von einer empathischen Beobachtung.⁵ Der bekannte Lyriker und Schriftsteller von vielen Romanen Klaus Rifbjerg (1931–2015) debütierte mit dem Gedichtband *Under vejr med mig selv* (1956). Sein erster Roman, *Den kroniske uskyld* (1958; *Der schnelle Tag ist hin*, auch als *Unschuld* bekannt, 1962), war stürmische Prosa. In diesem Roman wird ein berauschter Abiturient wider Willen von einer Vierzigerin verführt, die den jungen Mann mit ihrer Tochter zu verloben gedenkt. Die Tochter reagiert auf den Vorgriff ihrer Mutter mit Selbstmord. Der desillusionierte Jüngling Tore landet in einer Nervenklinik.⁶ Viel subtiler versprachlicht er seine eigenen Kindheitserfahrungen im Gedichtband *Amagerdigte* (1965), und in den Romanen *En hugorm i solen* (1974) sowie *De hellige aber* und *Billedet* (1998) hat er die Erfahrungen von Kindern geschildert. Es gibt auch noch die Romane und Novellen von Dea Trier Mørch (1941–2001) – *Vinterbørn* (1976; *Winterkinder*, 1988), *En trekant* (1977) und *Skibet i flasken* (1988) – und Vita Andersen (1942), die in *Hva'for en hånd vil du ha'* (1987) die Erfahrungen von Kindern gestaltet.

Seit einigen Jahren hat auch Mikael Josephsen (1961) Kindheitserfahrungen verarbeitet. Sein Roman *Opløb* (2005) zeigt, wie die Beziehungen zu den Eltern, und vor allem zum Vater, die Kindheit prägen und leider auch beschädigen können. Josephsen steht aber in einer doppelten

Tradition: einerseits knüpft er an die dänische Literatur der Zwischen- und Nachkriegszeit an und andererseits an die literarische Verarbeitung der Drogenproblematik, wie sie im Film *Christiane F. – Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* (1981), basierend auf dem Buch von Kai Hermann und Horst Rieck (1978), gestaltet wird. Christiane Felscherinow war im Alter von zwölf Jahren in einem Jugendheim zum Haschisch gekommen und glitt nachher in die Drogenszene und die Beschaffungsprostitution ab. Mit seinen Gedichten und seiner Prosa knüpft Josephsen bestimmt auch an eine internationale Problematik an. Wie Christiane F. kam Josephsen als Zwölfjähriger zum Haschisch. Erst als Zweiunddreißigjähriger hat er seine Rauschgiftsucht überwunden.⁷

In vergleichenden Untersuchungen zeichnen die nordischen Länder sich oft durch ein überdurchschnittliches Wohlbefinden ihrer Bevölkerung aus, aber das bedeutet nicht, daß die Aussagen so zu verstehen sind, daß es in den durch Befragung entstandenen Bildern von Dänemark, Norwegen oder Schweden keine Blindflecken gibt, die die wichtige Eltern-Kind-Beziehung und andere Gesellschaftsprobleme verdecken.⁸ Im Jahre 2009 ging das Ministerium für Gesundheit davon aus, daß es in Dänemark 33.000 Drogensüchtige gab, und die dänische Zeitung *Politiken* berichtete am 11. November 2011, daß Dänemark und Norwegen eine Top-Fünf-Stelle einnahmen in vergleichenden Untersuchungen über Einwohner, die am Drogenkonsum verstorben waren.⁹ Als ich vom Herbst 1971 bis zum Frühling 1972 an der Westküste der Halbinsel Jütland wohnte, genauer gesagt in Ringkøbing, habe ich einige drogenabhängige Mitstudenten kennengelernt, und ich habe damals mit Erstaunen auf ihre Lebensgeschichten gehört. Aus therapeutischen Gründen hatten sie Kopenhagen verlassen müssen und sich damit einverstanden erklärt, sich während einiger Monate in einem Gebiet mit einer kleinen Bevölkerungsdichte aufzuhalten, aber im April 2014 berichtete das dänische Fernsehen TV2, daß es in den Provinzstädten Svendborg, Odense, Esbjerg, Thisted und Kolding gemessen an der Einwohnerzahl mehr Drogensüchtige gab als in der Hauptstadt. Die Drogenproblematik hat jetzt das ganze Land im Würgegriff.

Der Junkie-Mißmut von Jotie T’Hooft und Mikael Josephsen, ein kurzer Vergleich

Genau in der kleinen Hafenstadt Svendborg, wo Bertolt Brecht von 1933 bis 1939 im Exil gelebt hat – man vergleiche seine *Svendborger Gedichte* (1939) – wohnt jetzt der Schriftsteller Mikael Josephsen (Virum, 1961), der in seinen Gedichten und Romanen seinen Junkie-Mißmut beschreibt. Seine Beschreibungen sind viel roher als diejenigen des flämischen Dichters Jotie T’Hooft (1956–1977) in dessen zweitem Gedichtband *Junkieverdriet* (1976). In der Gedichtsammlung *Poezebeest* (1978) lese ich: „Mit Kanülen habe ich in meinem Blut / gewühlt und gesucht.“ Im Gedichtzyklus „In het gesticht“ („Im Krankenhaus“) hat er, besonders mit den Gedichten „Afkick“ und „Waanidee/Project“ eine Stimmung evoziert, die auch die Gedichte und Romane von Josephsen kennzeichnet. In *Junkieverdriet* („Junkie-Mißmut“) definiert Jotie T’Hooft den Mensch als „eine Kanüle, die eine Vene sucht“, ein gepeinigtes Wesen, das sich nach Licht sehnt. In *De laatste gedichten* (1977) blickt der jung verstorbene Dichter zurück und voraus. Die Sammlung ist ein abschließender Überblick und besteht aus klassisch aussehenden Gedichten: überwiegend Vierzeiler mit Schlußreim. Die Untergangsästhetik von T’Hooft, in der sich die Ästhetik der französischen *poètes maudits* (Paul Verlaine, Arthur Rimbaud, Charles Baudelaire, Stéphane Mallarmé ...) spiegelt, ist Josephsen unbekannt. Josephsen hat andere Vorbilder gewählt: Michael Strunge, F. P. Jac, Henrik Nordbrandt, Tom Kristensen, Rainer Maria Rilke, Tove Ditlevsen, Anne Lise Marstrand-Jørgensen, Morten Søndergaard, C. V. Jørgensen, Leonard Cohen und Bob Dylan.

Schriftsteller in Svendborg

Mikael Josephsen publizierte die Gedichtsammlungen *Havet under huden* (1998), *Pokalhjertet* (2000), *Hannahs dyrehave* (2002), *Knæk* (2016) und *Jeg er farmor* (2018) sowie die Romane *Opløb* (2005) und *Neden under* (2010). *Opløb* bedeutet u. a. (Straßen-)Auflauf und Endkampf,

aber eine geeignete Übersetzung des Titels wäre vielleicht *Die Zielgerade*. Der Vater des namenlosen Protagonisten ist ein Trainer für Rennpferde, und er hält sich meistens in der Nähe einer Trabrennbahn auf. Auch für den etwa neunjährigen Jungen, den Protagonisten der Geschichte, handelt es sich um eine Zielgerade, die entweder zu einem Sieg über die beschädigte Kindheit oder zu einer chaotischen Jugend führt. Welche der beiden Möglichkeiten die Erwartung des jungen Protagonisten erfüllen wird, bleibt am Ende von diesem kurzen Roman im Ungewissen. Die Biographie von Josephsen, seine Gedichte und Romane zeugen von einer chaotischen Adoleszenz und einem schmerzhaften Erwachen als drogensüchtiger Erwachsener. *Opløb* besteht aus einer Reihe kürzerer Geschichten, die getrennt voneinander gelesen werden können, aber zusammen eine beschädigte Kindheit evozieren wie in den Romanen von Tove Ditlevsen und Jørgen Nielsen. Die Umstände, die das Kind in *Opløb* hindern, gehören aber zum späten 20. Jahrhundert. Die Geschichten sind nicht nur rohe Darstellungen, sondern auch recht oft humoristische Skizzen von einer Existenz in der Nähe einer Trabrennbahn (Klampenborg Galopbane, oder vielleicht Charlottenlund Travebane ...).¹⁰ Der Titel der Skizzen fängt immer mit denselben Worten an: „Das eine Mal, als ...“, wie zum Beispiel „Das eine Mal, als das Auge meiner Mutter blühte wie ein Blumenbeet“ und „Das eine Mal, als Großvater erzählte, während die Straße Geschichten aushustete.“ Das Auge der Mutter hat erst zu blühen angefangen, nachdem der Vater den soundsovielten Streit mit einem Faustschlag beendet hatte, und die Straße war der Rotlichtbezirk hinter dem Hauptbahnhof in Kopenhagen.

Die namenlose Hauptfigur kämpft ohne Erfolg gegen die Respektlosigkeit seiner Eltern und seiner Freunde. Der Vater ist gewalttätig und trinkt oft bis zum Umfallen. Die Mutter ist neurotisch und greift auch regelmäßig zur Flasche. Die Altersgenossen und die etwas älteren Kinder nutzen die mangelnde soziale Kontrolle aus, um die Hauptfigur zu triezen und Vandalismus zu begehen. Wenn das oft provozierte Kind aber selbst auf die Grenze zwischen Gut und Böse verzichten kann, bleibt es nicht unbeteiligt. Der kleine Junge macht mit beim Mobbing gegen einen türkischen Jungen. In dieser Weise bricht er aus seiner üblichen Rolle aus. Während einer kurzen Weile ist er weder der Sündenbock noch der Schlappschwanz, der er sonst ist. Josephsens Prosadebüt wurde lobend rezensiert in den Zeitungen *Information* und *Berlingske Tidende*, und in der Zeitung *Politiken* wurde 2016 ein Interview mit Josephsen publiziert. In dem Gespräch mit Sebastian Wittrock hat er den biographischen Hintergrund seiner Gedichte und Romane weiter erläutert – die ganze Familie war psychisch krank und während seiner letzten Aufnahme in einer Nervenklinik wurde dort auch seine Schwester behandelt.¹¹

Als Lyriker debütierte er mit dem Band *Alkoholine* (1986), und drei Jahre später ist *Eagle City* veröffentlicht worden (1989). Der kleine Verlag Skovbostrand (in Svendborg) hat die beiden Bändchen herausgegeben. Am Skovbostrand befindet sich ein älteres Haus mit einem Strohdach. Es wird jetzt als „Brechts hus“ an Künstler vermietet. In diesem Haus hat Brecht nicht nur die schon erwähnten Gedichte geschrieben, sondern auch *Mutter Courage und ihre Kinder*. Josephsen wohnt in einer Umgebung, die auch mit dem in Deutschland seinerzeit erfolgreichen Dichter Johannes Jørgensen (Svendborg, 1866–1956) verknüpft ist. Jørgensen hat aber überwiegend Hagiographien geschrieben und Erinnerungen an Italien zu Papier gebracht. In Svendborg gibt es somit nicht nur „Brechts hus“, sondern auch „Johannes Jørgensens hus“.

Immer wieder die Drogensucht und der vermaledeite Vater

Im Gedichtband *Knæk* gibt es einen Text, in dem der Dichter sich beklagt über das dämonische Verhalten des Vaters. Der Dichter – das Kind – schläft nicht mehr, und auch die Mutter hat keine Ruhe. Wenn er nicht aufhört, zur Flasche zu greifen, sobald er (aus dem Gefängnis?) entlassen wird, wird der Junge sich nicht mehr melden, um Gin einzukaufen. Er wird ihn nicht mehr besuchen und schreibt: „ich habe keinen Vater / du hast keinen Sohn wenn du dein Tun fortsetzt / die Flasche bevorzugst.“ *Knæk* ist ein Rückblick auf die 2014 erfolgte Behandlung in der geschlossenen psychiatrischen Einrichtung – P2 – in Svendborg. Während der Aufnahme in der Klinik war er nicht nur eifersüchtig, er hatte sich auch eingebildet, daß er vielleicht Krebs habe. Er verlangte ständig nach Beruhigungsmitteln: „es dauert noch zwei Stunden bis zur nächsten

Spritze / ich gehe zur Toilette und nehme den Alkohol-Dispenser / und trinke.“ Alkohol-Dispenser haben selbstverständlich einen anderen Zweck: eine bessere Händehygiene.

In seinem neuen Band, *Jeg er farmor* („Ich bin Großmutter [väterlicherseits]“), beschreibt Josephsen seine Gespräche mit einer Therapeutin:

Am Donnerstag spreche ich mit einer Therapeutin,
sie ist eine Zwanzigerin
und trinkt Kräutertee. Sie versteht
das Kognitive und Mindfulness.
Ich sehne mich nach Schnaps direkt aus der Flasche,
wenn ich davon gehe.

Die Vögel sind tot,
erst der eine und gleich der andere.
Zu den Fischen
kann man nicht hinuntersehen.¹²

Die logische Darstellung in der ersten Strophe muß einem „irrsinnigen“ Bild weichen, nicht in dem Sinne, daß der Vierzeiler nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen kann, sondern weil es keinen Zusammenhang gibt mit der vorher beschriebenen Gesprächssituation. Diese Art von Gedankensprüngen gibt es auch oft in der Prosa Josephsens, und es geht ab und zu eine humoristische Wirkung davon aus. In einem anderen Gedicht schreibt er: „Ich habe zwei Vögel gekauft / als Verteidigung gegen Schnecken und Einsamkeit / ich nenne sie Großmutter und Großvater / es sind Zwergpapageien“, und weiter im selben Gedicht gibt er zu, daß er (Alkohol) trinkt und sich intermittierend im Himmel oder unter Wasser befindet. Auch in diesem Gedicht gibt es einen Sprung von Hirngespinnsten in die problematische Wirklichkeit. Die Zwergpapageien als Schutz gegen Schnecken und Einsamkeit einerseits und der Alkoholrausch andererseits hängen nicht logisch zusammen. *Jeg er farmor* wurde lobend besprochen von Daniel Boysen.¹³

Die Folgen der gespaltenen Kindheit kommen immer wieder an die Oberfläche, und die Rolle des vermaledeiten Vaters ist von entscheidender Bedeutung. In *Knæk* hat Josephsen folgendes Gedicht aufgenommen:

Vater
ich besuche dich nicht
weil du unheimlich warst bei meiner Konfirmation
und jetzt rufst du mich nur an wenn du Gin brauchst
ich wünsche dir eine schöne Weihnachtszeit
ich lebe jetzt zusammen mit einer Freundin,
du weißt ja, diejenige die keinen Haschisch mehr raucht.¹⁴

Der Dichter kämpft nach den vielen Jahren noch immer gegen die Dämonen seiner Kindheit und seiner entgleisten Jugend. Das Wort ist ihm dabei behilflich, aber es genügt nicht. Immer wieder muß er sich neue Ziele setzen, damit er nicht wieder in ein Vakuum gerät. Der kurze Roman *Opløb* ist nicht nur eine überzeugende Darstellung dieser Problematik, er ist zudem literarisch beachtenswert und würde bestimmt auch deutschsprachige Leser fesseln.

- ¹ Sven Møller Kristensen, *Die dänische Literatur nach 1900*, Kopenhagen 1966, S. 14. Nils Nilsson, *Jørgen Nielsen. En digterskæbne*, København 1951; T. Skou-Hansen, „Sammenbruddets digter“, in: Jørgen Nielsen, *Samlede Noveller*, København 1959, S. 431–459; Jørgen E. Tiemroth, *Dansk litteratur fra runepoesi til modernisme*, København 1965, S. 195f.; Torben Brostrøm/Jens Kistrup, *Dansk litteraturhistorie, Bind 4. Fra Tom Kristensen til Klaus Rifbjerg*, København 1966, S. 167–178; Poul Borum, *Danish Literature. A Short Critical Survey*, Copenhagen 1979, S. 70–71.
- ² Annegret Heitman, *Tove Ditlevsen*, <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/toveditlevsen/>.
- ³ Torben Brostrøm/Jens Kistrup, a. a. O., S. 316–319; *Tove Ditlevsen om sigselv*, København 1986³; Jens Andersen, *Til døden os skiller. Et portræt af Tove Ditlevsen*, København 1997; Karen Syberg, *Tove Ditlevsen. Myte og liv*, København 1997; Michelle From Hoxer, „Tove Ditlevsen 100 år: Derfor skul du læse hendes romaner og digte“, *DR*, 14.12.2017.
- ⁴ Annegret Heitman, *Tove Ditlevsen*.
- ⁵ Sven Møller Kristensen, *Dansk litteratur 1918–1952*, København 1962⁶, S. 245–252; Torben Brostrøm/Jens Kistrup, a. a. O., S. 262–278.
- ⁶ Torben Brostrøm, *Klaus Rifbjerg. En digter i tiden 1*, København 1991²; „Die Jugend hat immer Recht“, *Neue Zürcher Zeitung*, 09.02.2002.
- ⁷ <https://forfatterweb.dk/josephsen-mikael>.
- ⁸ Vor allem die Vaterfigur tritt in Romanen oft in den Vordergrund, so auch in *Den blaa sø*, einem älteren Roman von Peter Tutein (1902–1949): „Ein Vater war ab und zu eine Macht, die nur Bedrohung hervorbrachte, eine Person, der man sich nicht anvertraute und die deshalb auch kein Freund sein konnte.“ Peter Tutein, *Den blaa sø*, København 1942, S. 136, meine Übersetzung.
- ⁹ Nur zum Vergleich: In Deutschland sind 2016 1.333 Personen an ihrem Drogenkonsum gestorben. „Mehr als 1000 Tote durch verbotene Rauschgifte“, *Zeit Online*, abgerufen am 8. Mai 2017.
- ¹⁰ Wie Virum, Josephsens Geburtsort, liegen die Trabrennbahnen von Charlottenlund und Klampenborg in der Nähe von Kopenhagen.
- ¹¹ Sebastian Wittrock, Mikael Josephsen: „Poesi er mindst lige så godt som alkohol“, *Politiken*, 6. Juni 2016. Eine weitere Besprechung der Wechselwirkung zwischen Josephsens Biographie und seinen Schriften findet man in *Ord til alle sider*, ordtilallesider.dk/mikael-josephsen.
- ¹² Mikael Josephsen, *Jeg er farmor*, Frederiksberg 2018, S. 25, meine Übersetzung.
- ¹³ Daniel Boysen, „Jeg er farmor af Mikael Josephsen“, *Litteratursiden*, <http://litteratursiden.dk/anmeldelser/jeg-er-farmor-af-mikael-josephsen>.
- ¹⁴ Mikael Josephsen, *Knæk*, København 2016, S. 24, meine Übersetzung.

ROMAIN JOHN VAN DE MAELE, geb. 1948 in Aalst (Belgien). M.A. Kulturwissenschaften (Open Universiteit Nederland, Heerlen), Lyriker, Essayist und Übersetzer. Gedichtsammlungen: u. a. *Dagboek van een paria* (1974) und *Miniaturen voor stem en hand* (1988), *Herfsttij van het verlangen* (2015), *Schaduwspel* (2018). Essays: u. a. *Op het spoor van Boon* (1999) und *Cyriel Buysses plattelandswerelden* (2003). Beiträge in belgischen, niederländischen, dänischen, finnischen und deutschen Literaturzeitschriften.

themenschwerpunkt
Hängende Gärten, blühende Landschaften



Maria Sibylla Merian: Raupe und drei Termiten,
im Queroval, mit einer goldenen Linie eingefasst, miniaturartig fein ausgeführt (o. J.).
Aquarell und Deckfarben auf Pergament, Einfassung mit Goldfarbe.

Norbert Rath

EIN KINDERBUCH ZU MARIA SIBYLLA MERIAN

Maria Sibylla Merian – Leben und Werk¹

Die Naturforscherin, Blumen- und Insektenmalerin Maria Sibylla Merian (1647–1717) ist die Tochter des bedeutenden Verlegers und Kupferstechers Matthäus Merian des Älteren, der bis heute für seine herausragenden, detailgetreuen Ansichten europäischer Städte berühmt ist. Schon ihr Großvater hatte 1612 einen Kupferstichband mit 80 Darstellungen von Blumen herausgegeben. Ihr Vater stirbt, als sie erst drei Jahre alt ist; ihre Mutter heiratet ein Jahr später den Kunsthändler und Blumenmaler Jacob Marrel. Der Stiefvater ist überzeugt von ihrem zeichnerischen Talent und sorgt dafür, dass sie schon früh eine gediegene Ausbildung als Kupferstecherin erhält. Besonders Schmetterlingsraupen und deren Verwandlung in Schmetterlinge haben es ihr schon als Kind angetan; die Faszination dadurch bleibt ihr lebenslang erhalten. Mit achtzehn Jahren wird sie mit Johann Andreas Graff verheiratet, einem Maler und Schüler ihres Stiefvaters, mit zwanzig Jahren bekommt sie ihre erste, nach zehn Jahren eine weitere Tochter.

Sie lebt bis 1670 in ihrer Geburtsstadt Frankfurt am Main, danach mit ihrem Mann in Nürnberg. Die dort geltende „Maler-Ordnung“ erlaubt es nur Männern, mit Ölfarben auf großen Leinwänden zu malen. Frauen dürfen allenfalls mit Aquarellfarben kleinformatige Bilder herstellen. Zur Haupteinnahmequelle der Familie wird ihr Handel mit Künstlerbedarf. 1685 übersiedelt sie nach zwanzigjähriger Ehe mit beiden Töchtern, aber ohne ihren Mann, nach Friesland, wo sie sich einer frühpietistischen Sekte anschließt. Graff lässt sich 1691 von ihr scheiden. Maria Sibylla Merian zieht im gleichen Jahr nach Amsterdam; dort findet sie bessere Bedingungen für ihre Naturstudien und ihre Blumen- und Insektenmalerei vor. Als bereits bekannte Forscherin erhält sie Zutritt zu privaten Gewächshäusern und insbesondere auch zum Botanischen Garten der Stadt, dessen Leiter sie in ihrer Arbeit unterstützt.

Von Amsterdam aus unternimmt sie mit ihrer jüngeren Tochter 1699 eine zweijährige Forschungsreise in die niederländische Kolonie Surinam in der Karibik. Viele Freunde raten ihr im Vorfeld davon ab, sie unternimmt die Reise dennoch, finanziert sie selber. Eine solche Reise ist in dieser Zeit eine absolute Ausnahme für eine alleinstehende Frau, und das Zeichnen im tropischen Urwald wird für sie, nur begleitet von ihrer Tochter und einigen Indianern, ein strapaziöses Abenteuer. Schwer an Malaria erkrankt, kehrt sie 1701 nach Amsterdam zurück und veröffentlicht dort 1705 ihr Hauptwerk über die Verwandlungsstadien exotischer Schmetterlinge, durch das sie europaweit bekannt wird, die *Metamorphosis insectorum Surinamensium*. In der Einleitung erklärt sie: „Bei der Herstellung dieses Werkes bin ich nicht gewinnsüchtig gewesen, sondern wollte mich damit begnügen, wenn ich meine Unkosten zurückbekomme. Ich habe keine Kosten bei der Ausführung dieses Werkes gescheut. Ich habe die Platten von den berühmtesten Meistern stechen lassen und das beste Papier dazu genommen, damit ich sowohl den Kennern der Kunst als auch den Liebhabern der Insekten Vergnügen und Freude bereite, wie es auch mich dann freuen wird, wenn ich höre, dass ich meine Absicht erreicht und gleichzeitig Freude bereitet habe.“

Insekten gelten damals wenig. Man nimmt (bis 1668) an, sie entstünden aus faulendem Schlamm. Eigentlich sind sie einer näheren Betrachtung und Darstellung unwürdig. Maria Sibylla Merian allerdings zeichnet seit ihrer Jugend die Metamorphose von Schmetterlingen von der Raupe über die Puppe im Kokon bis zum farbenprächtigen Fluginsekt samt den jeweils besonderen Wirtspflanzen auf. Darin sieht sie ihre Aufgabe, nicht allein als Forscherin – schließlich ist sie eine der Begründerinnen der neuzeitlichen Entomologie –, sondern als fromme Christin, die auch und gerade in der Entwicklung der kleinsten und verachtetsten Wesen die überlegene

Weisheit des Schöpfers erkennt und darstellt. Raymund von Sabunde hatte es schon 1436 gewagt, das „Buch der Natur“ als der Bibel gleichrangiges Zeugnis der göttlichen Schöpferkraft zu betrachten. Das „Buch der Natur“ sei sogar in gewissem Sinn der Bibel überlegen, da es allen gemeinsam, für alle evident und nicht wie die Bibel im Laufe der Zeit entstellt und undeutlich geworden sei.² Seine 1568 von Montaigne ins Französische übersetzte *Theologia Naturalis* landet 1596 auf dem Index der katholischen Kirche. Einsichtige Leser wie Montaigne treten für seine Lehre ein, die nichts Geringeres impliziert als die Auffassung, es sei verdienstlich, die Natur um ihrer selbst willen zu studieren und zu erforschen, weil sich in ihr der Schöpfer selbst offenbare. Von hier aus ist es nur ein kleiner Schritt zu der (etwa für Galilei entscheidenden) Auffassung, dass man aus der Bibel keine Lehren über die Natur ableiten könne, die einer wissenschaftlichen Beobachtung widersprechen. In Mittel- und Nordeuropa setzt sich im 17. Jahrhundert mehr und mehr ein geduldiges, an der Erfahrung orientiertes Naturstudium durch. Fernrohr und Mikroskop sind die bevorzugten Instrumente dieser neuen Beobachtung der Natur³, Zeichnung und Malerei ihre spezifischen Darstellungsmittel. Auch Maria Sibylla Merian arbeitet mit Lupe und Mikroskop und entdeckt z. B. die schuppenartige Struktur der Schmetterlingsflügel. Gerade in frühpietistischen Kreisen gilt eine demütige und andächtige Form der Naturerforschung und -darstellung als eine Art Gottesdienst.

So auch für Maria Sibylla Merian. Sie lässt 1679 und 1683 *Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blummahrung* in zwei Teilen auf Deutsch erscheinen. Im Vorwort dazu schreibt sie: „Suche demnach hierinnen nicht meine sondern allein Gottes Ehre Ihn als einen Schöpfer auch dieser Kleinsten und geringsten Würmlein zu preisen.“ Bis zum Erscheinen dieses Buches ist die Verwandlung von Schmetterlingseiern in Raupen und von Raupen in Puppen und schließlich in ausgewachsene Schmetterlinge weithin unbekannt, auch vielen Gebildeten nicht geläufig.

Nach dem Erscheinen ihres großen Schmetterlingsbuches (1705) wird sie als bedeutende Naturforscherin und Künstlerin anerkannt, kann aber vom Verkauf ihrer Bücher nicht allein leben. Sie gibt Malunterricht, handelt mit Künstlerbedarf und verkauft Präparate aus ihren Sammlungen. 1717 stirbt sie im Alter von 69 Jahren in Amsterdam, als „unvermögende“ Frau, wie es im Totenregister heißt.

Schon für Carl von Linné ist sie eine Autorität. Ihr Nachruhm wächst bis heute immer noch an. Mittlerweile gibt es wohl schon zwei Dutzend Biographien bzw. biographische Romane zu ihr.⁴ Aktuell findet ihre Pionierarbeit in der Erforschung von Insekten und insbesondere Schmetterlingen viel Beachtung und Anerkennung. Ihre Bücher werden neu gedruckt. Maria Sibylla Merian dürfte die einzige deutsche Frau der Zeit um 1700 sein, deren Bücher heute auf dem Buchmarkt verfügbar sind – in höheren Auflagen als und in gleicher Qualität wie zu ihrer Zeit, was nicht zuletzt den Fortschritten der Reproduktionstechnik geschuldet ist.⁵

Sibylla und der Tulpenraub

Sibylla und der Tulpenraub. Die wilde Kindheit von Maria Sibylla Merian wurde geschrieben und illustriert von Benita Roth. Erschienen ist das Buch 2017 in der für das Zielpublikum der Kinder konzipierten, verdienstvollen Reihe E. A. SEEMANNs BILDERBÄNDE. Benita Roth legt hier ein sympathisches, liebevoll gestaltetes Kinderbuch zu einer großen Künstlerin und Wissenschaftlerin vor. Es ist nicht das erste Kinderbuch zu Maria Sibylla Merian, aber ein besonders schönes und empfehlenswertes.

Die Sibylla von Benita Roth ist ein wildes und eigensinniges Kind. „Sibylla liebt alles, was krabbelt, wuselt, wuchert und schwirrt. Haarig, schleimig oder giftig: Gelbbauchunken, Smaragdlibellen, Milchstern und [...] Feuerkröten, sogar Kreuzottern. Sibylla sammelt, beobachtet und malt. Die Nachbarskinder interessiert das gar nicht. Ganz im Gegenteil.“ [...] „Der Teufel brütet so was im Schlamm aus, weißt du das nicht? Und wer das sammelt, ist eine Hexe!“ [...] „Alle fürchteten und hassten die kleinen Tiere. Niemand wollte etwas mit Sibylla zu tun haben. Es gab sogar Leute, die sie wegen Hexerei anzeigen wollten! [...] Ab jetzt sammelte, beobachtete und malte sie im Verborgenen. Aber war sie, Sibylla, vielleicht doch eine Zauberin? Das Teufelsgeziefer, die

Spinnentiere und Insekten, sie wurden ihre Vertrauten und Freunde! Sibyllas weiße Pergamentblätter verwandelten sich zu Rettungsinseln für Erdhummeln, Leuchtkäfer und Zitronenfalter.“ [...] „Ein unbekannter Duft aus dem Nachbargarten lockte sie eines Abends aus ihrem Versteck. Sibylla wusste sofort: Diese Tulpen musste sie malen! Allerdings würde der Nachbar, ein reicher Graf, sie nie in die Nähe seines Blumenschatzes lassen“. So entschließt sich die Sibylla von Benita Roth zum Tulpenraub, wird ertappt, vor den Grafen geführt und von ihm zur Rede gestellt. Sie tritt äußerst selbstbewusst auf und weiß sich gut zu behaupten. Sie darf ihre Bilder vorzeigen, und ihre Kunstfertigkeit erkennt dann sogar der Herr Graf an: „Du hast das alles hier gemalt? Diese Blumen ... Sie duften ja sogar!“ Die Strafe wird ihr erlassen, und alles wird gut: „Von dem Tag an war Sibylla nicht mehr allein, auch nicht mit ihrer Liebe zu dem Teufelsgeziefer. Und sie musste auch nie mehr heimlich malen. Ihr ganzes weiteres Leben verbrachte Maria Sibylla Merian als Forscherin und Malerin in der Welt der Blumen und Insekten.“

Als Historiker muss man hier den einen oder anderen Vorbehalt anmelden. Ganz so einfach war das alles in Wirklichkeit nicht. Die schöne Geschichte vom „Tulpenraub“ ist offenbar frei erfunden, andernfalls wäre es einer Diebin eines – im 17. Jahrhundert – so wertvollen Besitzes wohl schlecht ergangen. Zutreffend an der Version von Benita Roth ist allerdings der Hinweis auf den kindlichen Eigensinn der Maria Sibylla und auf ihren Rückzug von den anderen: Sie schreibt im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend: „Ich habe mich von Jugend an mit der Erforschung der Insekten beschäftigt. Zunächst begann ich mit Seidenraupen in meiner Geburtsstadt Frankfurt am Main. Danach stellte ich fest, dass sich aus anderen Raupenarten viel schönere Tag- und Eulenfalter entwickelten als aus Seidenraupen. Das veranlasste mich, alle Raupenarten zu sammeln, die ich finden konnte, um ihre Verwandlung zu beobachten. Ich entzog mich deshalb aller menschlichen Gesellschaft und beschäftigte mich mit diesen Untersuchungen.“⁶ Die wirkliche Anerkennung, der Ruhm, lässt allerdings bis zum Erscheinen ihres großen Buches über die *Metamorphosis insectorum Surinamensium* (1705) auf sich warten. Frauen, die Künstlerinnen und zugleich Wissenschaftlerinnen sein wollen, haben es um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert schwer. Für Maria Sibylla Merian sind es nicht voneinander abgetrennte Tätigkeiten, Künstlerin und Forscherin zu sein. Als detailgetreue, ins Detail verliebte Künstlerin ist sie zugleich Naturforscherin. Die Malerei ist für sie eine Wissenschaft, die Wissenschaft von der getreuen Darstellung und dauerhaften Aufbewahrung des flüchtigen und vergänglichen Wirklichen. Dass sie die führende Insektenforscherin ihrer Zeit ist, dass sie mit ihrer Beschreibung und Darstellung von Raupen und Schmetterlingen Maßstäbe setzt, dass sie europaweit bekannt wird, all das hilft ihr allerdings nicht darüber hinweg, dass sie als (für ihre Zeit) alte Frau im letzten Lebensjahrzehnt ihren Unterhalt vor allem durch den Handel mit Malereibedarf und durch den Verkauf von Stücken aus ihrer Sammlung surinamischer Insekten erwerben muss.

Der Wert des Buches von Benita Roth besteht vielleicht gerade darin, dass bei ihr der Weg Maria Sibylla Merians zur neuen Wissenschaft der Entomologie zwar mit künstlerischer Freiheit, aber auch mit künstlerischem Einfühlungsvermögen dargestellt ist. Darum darf man über Anachronismen hinwegsehen, etwa wenn die junge Maria Sibylla dem Herrn Grafen mit dem Trotz und Eigensinn eines selbstbewussten Prinzesschens begegnet. Kein bürgerliches Mädchen im ganzen Heiligen Römischen Reich deutscher Nation hätte es im 17. Jahrhundert gewagt, einem Grafen so anmaßend und besserwisserisch zu begegnen. Benita Roths Sibylla ist ein emanzipiertes Kind des 21., nicht des 17. Jahrhunderts.

Aber blättert man in den Seiten dieses Bilderbuchs mit seinen schönen und exakt gezeichneten Blumen- und Insektenbildern und seiner tapferen, zur Identifikation einladenden Figur der kleinen Maria Sibylla, dann sind solche Einwände vergessen. Und dass die Blumen- und Schmetterlingsbilder der wirklichen Maria Sibylla Merian noch um eine Dimension präziser und eindrucksvoller sind als die dieses liebenswerten Bilderbuchs, das kann man Benita Roth nun wirklich nicht zum Vorwurf machen.

Sibylla und der Tulpenraub. Die wilde Kindheit von Maria Sibylla Merian. Text und Illustration: Benita Roth, Leipzig: E. A. Seemann 2017, ISBN 978-3-86502-387-2, gebunden, 24 S., 14,95 Euro, ab 5 Jahren.

Anmerkungen:

¹ Leben und Werk werden hier in Anlehnung an den sehr informativen, von den Quellen ausgehenden Artikel *Maria Sibylla Merian* der deutschsprachigen Wikipedia dargestellt (Zugriff am 14.11.2018).

² Vgl. zu Raymund von Sabunde Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt/Main 1981, S. 59f., 65; dort zur Metaphorik des „Buches der Natur“: S. 12ff., 180ff., 281ff.

³ Vgl. Hans Blumenberg, *Das Fernrohr und die Ohnmacht der Wahrheit*. In: Galileo Galilei, *Sidereus Nuncius* [und andere Schriften], hrsg. und eingeleitet von Hans Blumenberg, Frankfurt/Main 1965, S. 5–73.

⁴ Es gibt einen älteren biographischen Roman von Utta Keppler: *Die Falterfrau. Maria Sibylla Merian* (1963, neue Ausgabe München: dtv 1999), in dem auch die Anekdote vom Tulpenraub vorkommt, etwas anders erzählt als bei Benita Roth. Eine gut recherchierte Biographie auf neuestem Stand der Forschung stammt von Barbara Beuys: *Maria Sibylla Merian – Künstlerin, Forscherin, Geschäftsfrau. Eine Biographie*, Frankfurt/Main 2016 (Insel Taschenbuch). Hier erscheint M. S. Merian nicht nur als bedeutende Naturforscherin und große Zeichnerin, sondern auch als unsentimentale Geschäftsfrau. Liebevoll gestaltet und reich bebildert ist die Biographie von Boris Friedewald: *Maria Sibylla Merians Reise zu den Schmetterlingen*, München: Prestel 2015.

⁵ Maria Sibylla Merian, *Das Insektenbuch: Metamorphosis insectorum Surinamensium*. Deutsch von Gerhard Worgt, Frankfurt/Main 2002 (Insel Taschenbuch); M. S. Merian, *Das kleine Buch der Tropenwunder*. 24 farbige Tafeln. Kolorierte Stiche von M. S. Merian, Frankfurt/Main 1999 (Insel Bücherei); M. S. Merian, *Neues Blumenbuch*, Frankfurt/Main, 42013 (Insel Bücherei). – Ein schöner Band zu den Bildtafeln Merians aus der Sammlung König Georgs III.: Kate Heard, *Maria Sibylla Merians Schmetterlinge*. Deutsch von Anke Albrecht, Hildesheim: Gerstenberg 2017. Eine nicht ganz billige Faksimile-Ausgabe: M. S. Merian: *Metamorphosis insectorum Surinamensium, 1705. Die Verwandlung der surinamischen Insekten*, hrsg. von Marieke van Delft und Hans Mulder, Darmstadt: Lambert Schneider/WBG 2017.

⁶ Mit „Eulenfaltern“ sind Nachtfalter gemeint. Die von M. S. Merian eingeführte Unterscheidung von Tag- und Nachtfaltern ist bis heute in Gebrauch.

NORBERT RATH war bis 2014 Professor für Sozialphilosophie an der Fachhochschule Münster. Arbeitsgebiete u. a.: Geschichte Kritischer Theorie, Theorien des Glücks, Begrifflichkeit Kultur/zweite Natur.

DER HÄNGENDE GARTEN VON BABYLON

Aus der Universalgeschichte Diodors (II,10; 1. Jhdt. v. Chr.)

Der sogenannte hängende Garten neben der Burg war nicht ein Werk der Semiramis, sondern eines späteren Assyrischen Königs. Dieser, sagt man, habe einer Nebenfrau zulieb, einer gebornen Perserin, welche die Gebirgsauen vermißte, durch eine künstliche Anpflanzung die Eigenthümlichkeit des Persischen Bodens nachahmen wollen. Jede Seite des Parks war 400 Fuß lang; er zog sich bergan, und hatte mehrere Erhöhungen hintereinander [Terrassen], in der Art, wie man es in einem Theater sieht. Unter diesen abgestuften Anlagen standen Hallenreihen, welche die ganze Masse des Gartens trugen; die folgende war immer, aber nur um Weniges, höher als die vorhergehende. Die letzte Hallenreihe war 50 Fuß hoch; auf derselben ruhte die oberste Fläche des Parks, die in gleicher Höhe mit dem obern Raume der Stadtmauer lag. Die festen Zwischenmauern, auf die man viel verwendet hatte, waren 22 Fuß dick, die Oeffnungen aber 10 Fuß breit. Oben herüber waren steinerne Balken gelegt, welche mit ihren Fugen eine Länge von 16 Fuß hatten, und 4 Fuß breit waren. Die Bedeckung dieser Balken bestand für's erste aus einer Unterlage von Schilfrohr mit vielem Erdpech vermischt, sodann aus einer doppelten Schichte [!] von gebrannten, mit Gyps zusammengefügt, Ziegelsteinen, und darauf folgten noch, als drittes Dach, bleierne Platten, damit die Feuchtigkeit von der Erde nicht in den unteren Raum durchdrang. Auf diesen Grund nun war Erde aufgeschüttet, hoch genug, daß die größten Bäume darin wurzeln konnten. Der Boden war geebnet, und dicht bepflanzt mit Bäumen aller Art, deren Größe und Schönheit einen angenehmen Anblick gewährte. Die Hallenreihen erhielten dadurch Licht, daß sie übereinander hervorragten; es waren darein viele königliche Gemächer zu verschiedenen Zwecken gebaut. In einer derselben aber, welche Oeffnungen gegen die oberste Fläche zu hatte, war ein Pumpwerk angebracht, wodurch man Wasser genug aus dem Fluß heraufziehen konnte, ohne daß man von außen Etwas davon bemerkte. Dieser Park ist, wie gesagt, später angelegt worden.

Benutzte Textausgabe: *Diodor's von Sicilien historische Bibliothek*, übersetzt von Julius Friedrich Wurm. Zweites Bändchen, Stuttgart 1828, S. 173f.



blume (michael johann bauer): ein haengender garten (2018).

blume (michael johann bauer)

AUS DEN SUBLIMEN MEMOIREN EINES HAENGENDEN GARTENS

vorweg, jedoch, eine menge 'lauternde worte:

moege es dir nicht unnoetig schwerfallen, o werter, werter lesender, die nun bald folgenden zeilen, deiner kulturgeplagten & damit, hinsichtlich ihrer bedingten akzeptanz des anderen, schier notgedrungen verengten persona & psyche zum trotz, schliesslich, zu deinen gunsten aussagend, zeigst du dich ja bereits hinlaenglich offen fuer neues, gerade, weil du bis hierher dringen konntest – bist vielleicht tatsaechlich gar kritischen geistes kind ... –, genieszerisch & dankbar zu degustieren, gleich jenem ganz besonderen, leider dann aber doch mehr schlecht als recht wuerde – & somit ins perfide gestruepp des blosze unterhaltung jagenden schaulustigen absinkend – verkoerpern wollenden ehrengast bei einem noch kaum von unserer (?!) vorstellung respektive idee von zivilisation verwaesserten nativo-stamm, am, seinem – dem des gastes naemlich – ursprung just oder circa gegenueberliegenden ende der welt, sobald er, mit gemischten emotionen, ihm sehr sonderbar anmutenden lokalen delikatessen – dass sie durchaus extraordinaer schmackhaft sein koennen, selbstverstaendlich in abhaengigkeit von gustatorischer praeferenz & einem nicht via mutwillig eingepraegte vorurteile zu extrem gehemmtten, dynamischen subjekt-objekt-wechselspiel, lasse ich bewusst nicht unerwaehnt –, ungewiss dessen, was ihn erwarten wird, akut dem sozialen druck seines aktuellen umfelds ausgesetzt, begegnet.

oh, ich schweifte ab, vielfach, auf verschiedenen ebenen!, machte es kompliziert – daher: leben & tod!, richtungsweisende, sich indessen mitnichten kategorisch widersprechende vektoren eines uns allen gemeinsamen spektrums – ach, eine bitte am rande: bitte unbedingt hinterfragen, saemtliche unser potenzial untergrabenden, unsaeglichen & sturer kausalitaet entlehnten entweder-oder-systeme –; lediglich ein per einseitiger moral gepraehtes denken findet sicherlich selbst hier genuengend ansaetze, morbid & widerlich zu nennen, was letzten endes allein das wunderbare eines permanenten flieszens – hoechstes lob dem wahren wandel – indizieren & unterstreichen will. genug!

davor...? – hm; davor? – ein unsteter zeitgenosse war ich – & klingt es auch nach reuevoller beichte, so ist es keine, sondern ein primaer meinem eigenen amuesement dienen sollendes & gezieltes betonen von kontrasten. *ich.* *ich:* einstiger gefangener gesellschaftlicher zwaenge, dem uebelsten nie abgeneigt. *ich.* *ich:* zechte mich hindurch, durch scheuszlichste spelunken & nutzte – von billigem fusel & illustren wie fragwuerdigen drogen benebelt – jede sich mir eher faden-scheinig aufdraengende gelegenheit, selbst die abgewracktesten leiber zu besudeln; nichts erwahnenswertes entstand: ich blieb chronisch einsam: *ich.* *ich:* neigte zu grausamkeiten, zu radikaler brutalitaet, stach schwaechere stets nur in den ruecken – pluenderte, brandschatzte & mordete, im uebertragenen & im nichtuebertragenen sinn ...

gut. die regulationsmechanismen entfernten schliesslich, diese unliebsame entitaet –mich. & daraufhin: meine erste wirkliche, dabei hoechstens sporadisch fruchtbare vegetationsphase – zu stark, der intellektsatte anthropos-einfluss –, in einem lichtarmen kerker. fauliges brot & schimmliches wasser – beziehungsweise umgekehrt. & interim, zur abwechslungs, ein klein bisschen folter: nadeln unter die naegel; zunge mit brennender zange maltraetiert; die ohren zugeklappt & an den kopf geaetzt *et cetera*; keine grenzen, der phantasie! – sicher, zu beginn ausreichend gerechtfertigt (?!), um mir informationen bezueglich des verbleibs eines verschwundenen abzupressen – spaeter, zum reinen vergnuegen des knechts. immerhin, eine spannende erfahrung!

schlussendlich allerdings unbrauchbar geworden, der scheinprozess fuers volk tat sein uebriges, & ich bekam meine sogenannte wohlverdiente strafe, ausserhalb der stadt – waldnah, haeuserfern –: den guten, alten galgen – & dort starb & baumle ich!

& jetzt!: wachstum!: spueren & fuehlen! (*in ermangelung akademisch fundierter artenkenntnisse & fauna-/flora-nomenklaturen: rueckgriff auf vage erinnerte formen & namen, eine methode des assoziativen, traemenden – zunehmend schwammig aufgrund fortschreitender zersetzungsprozesse & abkehr von irrelevanter pedanterie.*): feiner flaum ziirt den sacht sich blaehenden korpus etwa zweckerfuellte legendengemaesze alraunenvermehrung
opferte blind stumm & taub dem schlammigen eros tellurischer exzesse & erdig morcheln die genitalien fruchtbare sammelsurien erkundungsriten gedeckter farben veilchen blaeuilich uebers antlitz der haut schorfbueschelnd blueten an denen haendler aus verwesung heimischer herd & gastfreundschaft sie ueberschneiden sich laengst wohnen da fleiszige arbeiter exhumiert ihr graben duenste laben fliegen platzen spornstreichs poreschoten reich vor fuehle dem leichenkelch empfaenglich sprieszend schattendickicht sonnendoerre regenpeitschen habitate wuesteneien sumpfbgebiete pflanzenmeer samt tiergestalten harmoniert fast omnivor sich schleift sich mitten sedimente knochenreste fleischgesuelze bester humus naehrstoff warnte pracht zu pluendern rasch geniale nacht & tagoasen selten wundern sich passanten kopfabwendend flueche murrend ob des metamorphen charmegefletsches (& so weiter & so fort!)

BLUME (MICHAEL JOHANN BAUER), geb. 1979 in Schrobenhausen, lebt in der Nähe von Augsburg. Er hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich anschließend auf Pädagogik spezialisiert. Diverse Veröffentlichungen von Prosa, Gedichten & Bildern in Anthologien und Literaturzeitschriften, u. a. in den Periodika *phantastisch!*, *Dichtungsring* und *keine! delikatessen*. Zudem ist eine Autorenausgabe der Zeitschrift *Das Dosierte Leben* mit Texten von ihm erschienen. Beim Malen wie auch im literarischen Sinne: Autodidakt. Fragmentarisches Portefeuille unter www.blumenleere.de. Herausgeber der Zeitschrift *begegnungen*; www.zeitschriftbegegnungen.de.

Guillaume Apollinaire (1880–1918)

RHÉNANE D'AUTOMNE – HERBSTLICHES RHEINGEDICHT
aus dem Französischen übertragen von Sigune Schnabel

für Toussaint-Luca

Die Kinder der Toten gehen
Auf dem Friedhof spielen
Martin Gertrude Hans und Henri
Kein Hahn hat heute
Kikeriki gekräht

Die alten Frauen
Laufen weinend
Und die guten Esel
Schreien ihhahh und beginnen
Von den Trauerkränzen Blüten abzufressen

Es ist der Tag der Toten und all ihrer Seelen
Die Kinder und die alten Frauen
Zünden Kerzen an und Lichter
Auf jedem katholischen Grab
Die Schleier der Alten
Die Wolken am Himmel
Sind wie Ziegenbärte

Die Luft erzittert von den Flammen und Gebeten

Der Friedhof ist ein schöner Garten
Voll Aschweiden und Rosmarin
Oft kommen Freunde in den Sinn die dort begraben
Ach! Ihr habt es gut auf diesem schönen Friedhof
Ihr toten Bettler trunken noch vom Bier
Ihr Blinden wie das Schicksal
Ihr kleinen toten Kinder gestorben im Gebet

Ach! Ihr habt es gut auf diesem schönen Friedhof
Ihr Bürgermeister und ihr Schiffer
Und ihr Berater der Regenten
Auch ihr Zigeuner ohne Pass
Das Leben fault in eurem Wanst
Das Kreuz sprießt zwischen euren Füßen
Der Rheinwind kreischt mit jeder Eule
Er löscht die Lichter die die Kinder immer wieder neu entzünden
Und die toten Blätter
Decken alle Toten zu

Tote Kinder sprechen manchmal mit der Mutter
Und tote Frauen wollen manchmal gern zurück

Oh! Ich möchte nicht dass du herauskommst
Der Herbst ist voll von abgehackten Händen
Nein nein es sind nur tote Blätter
Es sind die Hände der geliebten Toten
Es sind deine abgehackten Hände

Heute haben wir so viel geweint
Mit diesen Toten ihren Kindern und den alten Frauen
Unterm sonnenlosen Himmel
Am Friedhof voller Flammen

Dann kehrten wir im Wind zurück

Zu unsren Füßen rollten die Kastanien
Ihre Schalen glichen
Dem verletzten Herz der Mutter Gottes
Niemand weiß ob ihre Haut
Gefärbt war wie im Herbst Kastanien

SIGUNE SCHNABEL, geb. 1981 bei Stuttgart, Diplomstudium Literaturübersetzen in Düsseldorf (dafür Auszeichnung vom Bundesverband der Dolmetscher und Übersetzer). Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften (u. a. *Asphaltspuren*, *Richtungsding*, *DUM*, *Die Rampe*, *silbende_kunst*, *Krautgarten*, *etcetera*, *mosaik*). 2017 unter den Wettbewerbssiegern des Thuner Literaturfestivals Literaare und Finalistin des Leonce-und-Lena-Preises in Darmstadt. Im selben Jahr ist auch ihr Debütband *Apfeltage regnen* im Geest-Verlag erschienen.

Hannie Rouweler

DIE TÄNZERINNEN AUS BALI
DIE NICHT GEKOMMEN WAREN
aus dem Niederländischen übertragen
von Romain John van de Maele

Und es geschah in Belgien. Fast alle Gasthäuser
waren geschlossen. Wir waren eingeladen zu einem Fest
für ein Paar, das für immer nach Indonesien heimkehren wollte.
Die Nachbarschaft war eingeladen. Ich bin einer alten flämischen
Kinderbuchautorin begegnet, die im Pfarrhaus gegenüber wohnte.

Tänzerinnen aus Bali würden
mit ihren sich windenden Körpern
und Händen auftreten,
die flinken Füße den Boden berühren.

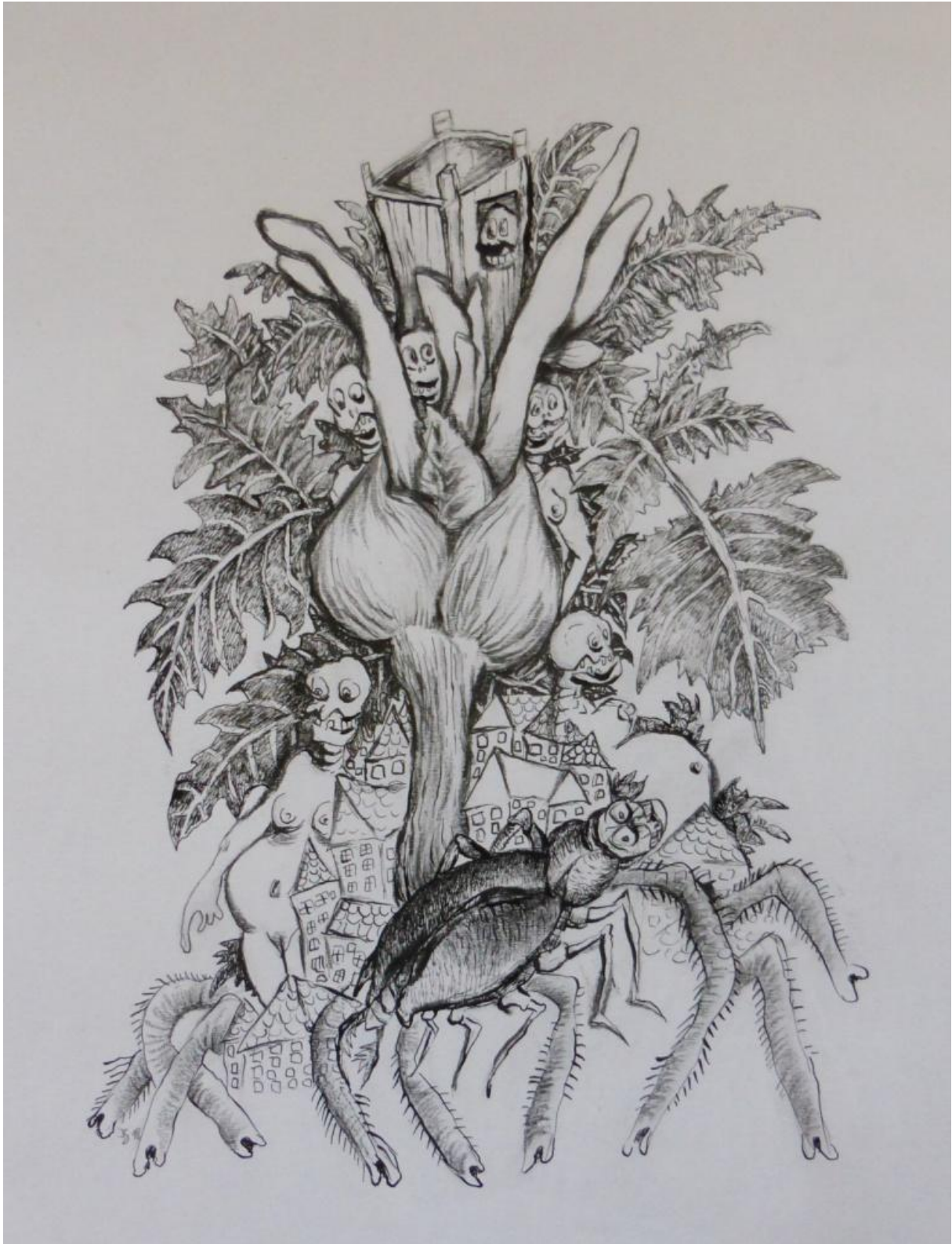
Und es geschah in Belgien, im Jahre 2000 nach Christi Geburt.
Erst Jahre später würde ich verstehen,
dass alles sich immer wieder ändern kann. Dort und hier.
Es sind keine Tänzerinnen aus Bali gekommen und das Fest
war nur ein High Tea. Es klang allerdings Katzenmusik
aus den Lautsprechern und Tempo Dulu, Krontjong-Musik.
Einige Lieder habe ich mit geträllert.

Wiegenlieder. Es wurden Erinnerungen an die Gefahren
aufs Tapet gebracht,
dass mit Babymilch
Chinin gegen Malaria in die Flaschen gemischt wurde. Das ekelhafte Fieber.

Kein Bali, aber nachher die Geschichte einer meiner Schwestern,
dass sie unter der Dusche am Strand gestanden hat.
Plötzlich eine Schlange über der Mauer gesehen hat.
Es wurde mir auch wieder erzählt, dass die Familie geboren war
gegenüber dem Krakatau.
Tägliche Aussicht. Das erklärte den stürmischen Charakter.
Ein jeder blieb einfach zu Hause.

HANNIE ROUWELER, geb. 1951 in Goor, debütierte im Jahre 1988 mit dem Gedichtband *Regendruppels* und hat seitdem eine lange Reihe von Lyrikbänden publiziert. Ihr neuester Gedichtband trägt den Titel *Matjes en Vloerkleden* (2018). Sie hat auch Prosa veröffentlicht sowie Übersetzungen aus dem Englischen. Von 2004 bis 2012 wohnte sie in Belgien, wo sie im Jahre 2008 einen Verlag gegründet hat: Demer Uitgeverij.

Zu **ROMAIN JOHN VAN DE MAELE** siehe S. 23.



Irene Klaffke: Wohnen im Riesenbärenklau (2018).
Scriptol, schwarzer Buntstift.

HÄNGENDE GÄRTEN, BLÜHENDE LANDSCHAFTEN

Gedichte von Christine Kappe, Michael Hillen,
Alexandra Bernhardt und André Schinkel

Christine Kappe: Zeitenwechsel, Leipzig

Früher waren es die Geschäfte, die leerstanden, heute sind es die *Geschäftsräume* und ich muss mich selbst auslachen, wie ich da langgehe, mir die Muster der Gardinen anschaue, den Rhythmus der klassizistischen Häuser mit Techno vergleiche. *Ich* bin dieser einsame Mensch, von dem ich immer geträumt habe. Und statt an der Zigarette, halte ich mich am Kinderwagen fest. Überall brennt Licht, niemand macht auf. Doch eine junge Frau hat etwas im Gesicht, einen Fleck, eine Wunde, einen Finger, erst als sie ihn bewegt, sich, applaudiert, diese glatten jungen Haare, nur eine dünne Jacke und lacht.

Durch die Katakomben am Bahnhof
führt sie mich zum Knast
der jetzt ein Einkaufszentrum ist
Letztenendes siegt die Natur
merken wir im krachend kalten Wind
sehen Sonntagsausflügler in Bärenklauen sitzen, Märxe
Die können doch jetzt nicht einfach wieder zu ihren Familien gehen zu ihren
plätschernden Badewannen, plätschernden Teekannen

während wir hier im Dorfgraben sitzen, im giftigen
neben giftigem, als giftiger Ginster
die Mitlaute wechseln wie Patronen und unnötig Gelb verschwenden
Am Wegesrand wachsen Baggerkrallen ...

Einen Bären klauen

Emmas Vater sagt auch: „Was soll das nur werden!“
Und lässt sie dann machen:
Einen Bären klauen
Noch kurz vorm Abendbrot
Die Nachbarin geht mit ihren Kindern vorbei zur Schaukel
Hat das Licht brennen lassen
Sucht nicht das Gespräch
Der Schneemann wird immer kleiner
Und schwärzer, wie mit Bleistift gezeichnet
Und als wär er nicht echt

Michael Hillen: durch die atem weht

die parzellen begrenzenden mauern gefügt
aus nicht zu zählenden löchrigen
grau- und kalkweißen steinen, totenschädel
die an diesem schläfrigen ort
sequenzen wachrufen und bilder
erinnert aus historischen filmaufnahmen
und illustrierten wochenschriften, totenschädel
zu denen sich *die pflanzenwelt menorcas*
gesellt hat, skorpionsginster, die große
knorpelmöhre, strauchiger wegerich
und das dornige kronenkraut
das aus stirnen wächst, aus nasenhöhlen,
durch die atem weht

Alexandra Bernhardt: Idiosynkratische Botanik

Unter dem Erlenbogen
Nimm mich mein Ebenbild

Unter der gebogenen Ulme
Gib mich mir eben hin

Unter der kapselnden Pappel
Schrei mir den Kern heraus

Über der sattsamen Erde aber
Fang mich : der Säsamen Rauch

André Schinkel

HÄNGENDE GÄRTEN, sagst du, jenes Ranken
Über die Ränder der Vorstellung hin –
Wummernde Sounds aus welchem Blattwerk,
Aus dem – *die Stille* entspringt und trifft,
Wo es wehtut: in den hörenden Blicken des
Zweifels an dir. *Semiramis*, in Iommi'sche
Gitarren geklemmt, auf dem Weg in die Lang-
samkeit des sich wegdrehenden Erdsterns,
Der ein, sagst du und beugst dich über die
Irdene Brüstung zu mir, nur wandelnder, nicht
Leuchtender, brennender ist. Ja, wandeln
Vor Wällen abwesenden Sounds – von dem du
Lange schon weißt ... als wären sie dir
Eingeboren auf dem chaotischen, schlingern-
Den, in Hufeisenellipsen tanzenden Weg,
Der dich in den Absturz führt, auf die Ebene,
Wo ich längst bin – in Wurzeln verpackt,
Hängend, von aufdrängenden Trieben zerfetzt
Und entzerrt in die *vollkommene Zerrung*,
Hinter der die Bässe des Herzschlags erklingen –
So, wie es mich aus der Tiefe wie Rauch treibt
Durch die bröckelnden Amphitheater: sei es in
Pompeji, Babylon, Xanten, Orange ... wo du
Hinter den Schlieren des Nordlichts gen Süden
In die Tiefe stürzend verschwindest und
Mich rufst, während ich mit den Stöcken der
Wurzeln in die Höhe schieße – mit Wind
Und Aalen behängt und der ewigen Ahnung:
Dies ist der Gral, der an uns vorbeistürzt,
Sie nennen ihn *Heimstatt*, nennen ihn Erde.
Nicht kehren wir wieder. Aber in den
Läufen der Gitarren leben wir noch, in eine
Unendliche Ferne gedimmt, dunkel und
Schrill, oder in den Rattennestern eines Manns,
Der uns ansieht, während wir schreien, wir
Falln. Ein Hauch geht welk durch die Blätter.
Vor uns das unendliche Kreisen der *Stille*.

HERZOG DER TRÄNEN, also: albertinisch (also: verschollen
In der Zeit, will ich Dir nur sagen, *damegrande*, in der Man-
Sarde Deiner Räume verlaufen ... es gibt sie noch, aber
An anderen Stränden, als man es sich denkt). Ach, Räume,
Reiche wahrscheinlich, mit Papier zugestellt und dem
Klacken der Tasten – auch wenn's ein häßliches Wort ist,

Einzig den wirklichen Wesen ... jenseits des *hominen Clane*,
Anheim. Wie dem auch sei, und der man aus den Gegen-
Den stammt, wo Hilbig dem: – Urferdchen sein schwarzes
Gutenacht nicht dröhnt, nein, fistelt und raunt. Wo die
Orte *meuselwitz* sind, Eigenschaftswort, an aufsteigende
Geiseltalhalden geschirrt. Und Du, Du von der anderen, aber

Seite, auf dem gleichen Saturnring jedoch: *Strophen und
Rehe*, – was möge man meinen dazu, sagen? F. Schiller, ge-
Fiedert, tritt auf: *Ist das Umgang?*, fragst Du, sage ich.
Ich sage, fliege und kreise, ich will Ornithologe werden; da
Stößt uns das Rabengefieder wild auf. ACH,HERZOGIN, ach,
Späte, – uns eilen Pterodactylen, *zäh et. europisch*, voraus.

CHRISTINE KAPPE, geb. 1970 in Einbeck, lebt und arbeitet in Hannover als Autorin – mit den Arbeitsgebieten Theater, Hörspiel, Lyrik, Prosa und Essayistik – und Deutschlehrerin. Sie studierte u. a. am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Ihre literarische Arbeit wurde mehrfach ausgezeichnet. Mehrere Buchveröffentlichungen, zuletzt: *Vom Zustand der Welt um 4 Uhr 35. Essays und Erzählungen* (mit sechs Bildern von Irene Klaffke, Ludwigsburg: Verlag Traian Pop 2016). Mehr unter www.christine-k.de.

MICHAEL HILLEN, geb. 1953 in Bonn, wo er wohnt und arbeitet. Lyriker. Beiträge in Zeitungen, Anthologien, in- und ausländischen Literaturzeitschriften. Letzte Veröffentlichungen: die Gedichtbände *Frau Röntgens Hand* (Graz: Edition Keiper 2012), *Die Kartoffeleesser* (Illustrationen: Xenia Pankowa; hrsg. v. Carl-Walter Kottnik, Hamburg 2015), *Wundbilder* (hrsg. v. Hans Georg Bulla, mit einer Radierung v. Peter Marggraf, Bordenau/Venezia: San Marco Handpresse 2016) und *Antonia und andere Frauengeschichten. Gedichte* (Ludwigsburg: Verlag Traian Pop 2018).

Zu **ALEXANDRA BERNHARDT** siehe S. 11.

ANDRÉ SCHINKEL, geb. 1972 in Eilenburg, lebt in Halle (Saale). Ausbildung in der Landwirtschaft, Studium der Germanistik und Archäologie. Seit 2005 freier Autor, Lektor und Publizist. Chefredakteur *oda – Ort der Augen*, Redaktionsmitglied *Marginalien*, Herausgeber der Edition Muschelkalk. Seine Arbeit wurde mehrfach geehrt, zuletzt mit dem Thüringer Harald-Gerlach-Stipendium 2016. Seit 2018 ist er Mitglied in der Sächsischen Akademie der Künste. Jüngstes Buch: *Bodenkunde*, Halle 2017.

SO AKTUELL WIE EH UND JE

Interview zum Dessau-Wörlitzer Gartenreich

Im 18. Jahrhundert als bedeutendes Zeugnis aufgeklärter Fürstenherrschaft entstanden, gehört die Kulturlandschaft des Dessau-Wörlitzer Gartenreichs mit ihren Parkanlagen, Schlössern und weiteren historischen Bauten seit dem Jahr 2000 zum UNESCO-Welterbe. Vielleicht nirgendwo in den neuen Bundesländern hat das von Helmut Kohl geprägte, später oft ironisierte Wort von den „blühenden Landschaften“ größere Berechtigung und Evidenz als hier – hatte sie freilich schon in der Gründungszeit, während der Regierung des bedeutenden Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1758–1817). Mitarbeiter der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz (www.gartenreich.de) haben Cornelius van Alsum in einem schriftlichen Interview Auskunft über die Geschichte, Gegenwart und Zukunftsperspektiven des Gartenreiches gegeben. An der Beantwortung der Fragen haben mitgewirkt: Dr. Steffen Kaudelka, Stabsstelle Kommunikation und Service, Michael Keller, Leiter der Abteilung Gärten und Gewässer, und Annette Scholtka, Leiterin der Abteilung Baudenkmalpflege der Kulturstiftung.

Wie bei allen historischen Gärten und Parks liegt mir als erstes die Frage nahe: Wie ursprünglich sind der jetzige Pflanzenbestand und die Architektur? Wie viel wurde seit dem 18. Jahrhundert verändert, nach welchen Kriterien, vielleicht auch durch ungewollte äußere Einwirkungen?

Der originale Bestand an Architektur ist außerordentlich hoch. Es wurden nur sehr wenige Änderungen an den von Fürst Franz und Erdmannsdorff geschaffenen Bauwerken vorgenommen. Sogar das Interieur ist in hohem Maß authentisch überliefert. Einige wenige Veränderungen wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorgenommen, z. B. Domäne, Graues Haus, Schloss Georgium, die man seitlich um einige Fensterachsen erweiterte, da sich der Raumbedarf vergrößert hatte. Diese äußerst qualitätvollen Änderungen sind inzwischen selbst denkmalwürdig und damit „ursprünglich“ im von Ihnen erfragten Sinne.

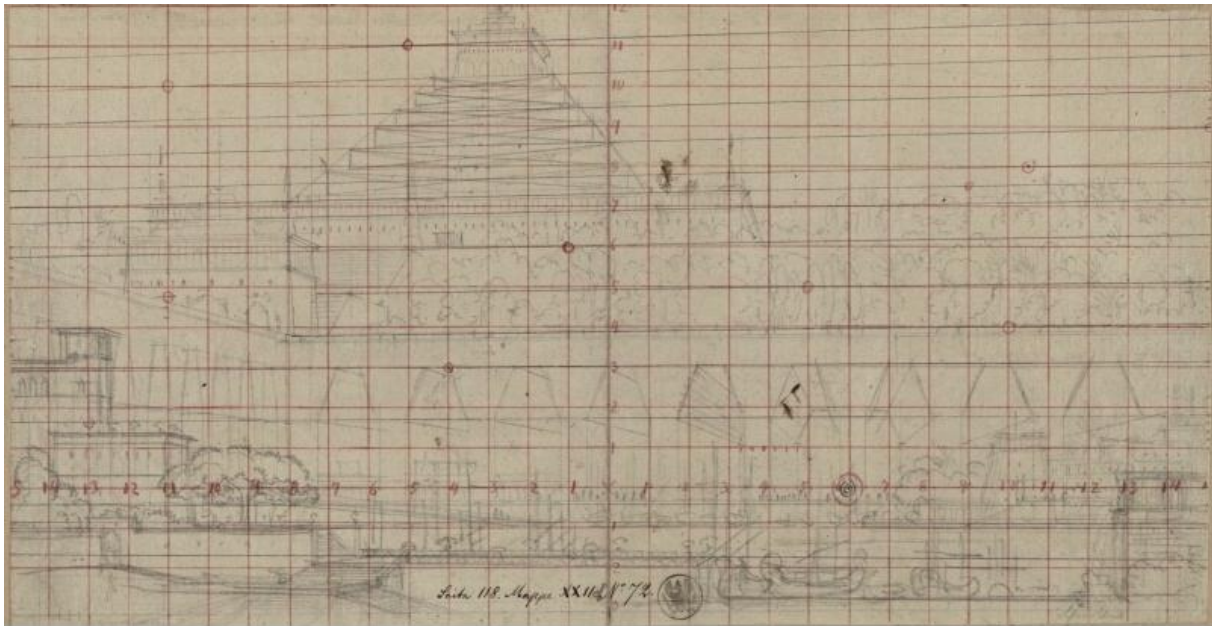
Nach der Charta von Florenz (1981), dem wichtigsten internationalen Grundlagenpapier der Gartendenkmalpflege, begründet sich die Authentizität eines historischen Gartens sowohl auf den Plan und die räumliche Konzeption (d. h. die Präsenz ursprünglicher Gestaltungsabsichten) als auch auf schmückende Ausstattung, Pflanzenauswahl und Baumaterialien. Abgesehen vom Substanzschutz (also der Erhaltung z. B. des tatsächlich aus der Anlagezeit stammenden Baumindividuums) ist die Konservierung der gesamten Aussage des Gartens oder der gestalteten Landschaft Ziel denkmalpflegerischer Arbeit. Bei Pflanzen als veränderlichem und vergänglichem Material schließt dies natürlich regelmäßige Pflege sowie die

Erneuerung ein, letzteres als art- und standortidentischer Ersatz.

Die historischen Parks in Zuständigkeit der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz sind für ihre Entstehungszeit in unterschiedlichem Umfang durch historische Quellen dokumentiert. Daher kommt der gartendenkmalpflegerischen Analyse, wie sie Grundlage des Denkmalrahmenplans für das Gartenreich Dessau-Wörlitz (2007) ist, große Bedeutung zu. Im Ergebnis dieser seit Jahrzehnten betriebenen wissenschaftlichen Untersuchungen wird beispielsweise den Wörlitzer Anlagen ein sehr hoher Authentizitätsgrad beigemessen. Dies hat auch eine Ursache darin, dass die Nachfolger des Fürsten Franz als dem Schöpfer des Gartenreiches kaum grundlegende Veränderungen vornahmen oder solche in Mosigkau durch die etablierte Trägerstruktur des Stiftes stark limitiert wurden. Spätere Zutaten oder auch Wandlungen in Folge veränderter Pflegeintensitäten haben oft keinen so nachhaltigen Einfluss, so dass durch Restaurierungsmaßnahmen (wie etwa eine Wiederaufnahme regelmäßiger Pflegearbeiten) auf den ursprünglichen Zustand zurückgegangen werden kann. Daneben finden sich im Pflanzenbestand der Anlagen aber auch Zutaten späterer Zeiten, die entweder als temporäre Ergänzungen bis zu ihrem natürlichen Abgang geduldet werden können oder keine wesentliche Störung des Erhaltungszieles im Sinne des Denkmalrahmenplans darstellen.

Hat sich die „Wende“ von 1989/90 auch auf das Gartenreich stark ausgewirkt? Wenn ja, in welchen Bereichen besonders?

Die „Wende“ hat im Bereich der Baudenkmalpflege den drohenden Verlust zahlreicher



Karl Friedrich Schinkel: Die Sieben Weltwunder – die hängenden Gärten der Semiramis (1814). Zeichnung.

Gebäude im Gartenreich „ab-gewendet“. Erst nach der Wende waren wieder Bau-maßnahmen in größerem Stil möglich, zum einen weil Fördermittel zur Verfügung gestellt wurden, zum anderen, weil endlich wieder ausreichend große Handwerksfirmen und passende Baumaterialien zur Verfügung standen. Die fehlende Möglichkeit, während der DDR-Zeit Bauunterhalt zu leisten, führte zu gravierenden Schäden, beispielsweise Hausschwamm in so bedeutenden Gebäuden wie dem Wörlitzer Schloss, dem Erstlingsbauwerk des deutschen Klassizismus.

Auch für die Gartendenkmalpflege hat die „Wende“ (präziser: die veränderten ökonomischen Rahmenbedingungen seit der Wiedervereinigung) zu einer wesentlichen Beförderung dringend notwendiger Instandsetzungen, aber auch zur Optimierung regelmäßiger Unterhaltungspflege geführt. So konnten die vor allem seit den 1980er Jahren wissenschaftlich vorbereiteten Maßnahmen schrittweise realisiert werden.

Ist es nicht sehr schwierig, eine historische Gartenlandschaft ausgerechnet entlang eines Flusses zu erhalten? Auch Sie haben doch sicherlich immer wieder mit Hochwassereinflüssen zu kämpfen. Inwiefern kann man sich darauf einstellen, hat man sich vielleicht schon im 18. Jahrhundert eingestellt?

Die Nähe von Elbe und Mulde führte 2002 und 2013 zu verheerenden Hochwasserschäden. Bei der Sanierung der Gebäude wird versucht, Nutzungen aus Souterrainbereichen herauszunehmen und alle Vorkehrungen zu treffen, damit die Gebäude beim nächsten Hochwasser schnellstmöglich getrocknet und gereinigt werden können.

Flussauen sind auf Grund ihrer ureigenen Vielgestaltigkeit seit der Einführung des landschaftlichen Gestaltungsstils ein äußerst beliebtes „Ausgangsmaterial“ für die Schaffung von Parkanlagen gewesen. Im Fürstentum Anhalt-Dessau war der Deichbau schon lange etabliert, als im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts mit der Gestaltung der Wörlitzer Anlagen begonnen wurde. Daher sind besonders in diesem Park, aber auch in Luisium und Georgium sowie den vielen kleineren Aufschmückungen der Kulturlandschaft enge Verknüpfungen zwischen Landschaftsgestaltungen und Vorkehrungen zum Hochwasserschutz anzutreffen. Der Proteus-Stein bei Wörlitz und der Prinzen-Stein bei Oranienbaum dokumentieren die Einbindung der Hochwasserproblematik außerdem in das didaktische (bzw. Bewusstsein bildende) Gesamtkonzept der Gestaltungsperiode unter dem Fürsten Franz. Dieser tradierte und ständig erweiterte Erfahrungsschatz war schließlich

auch die Grundlage dafür, dass ein Spross aus der Wörlitzer Gärtnerfamilie Schoch als Magdeburger Gartendirektor dort um 1900 den Stadtpark Rotehorn zwischen zwei Elbarmen realisierte – mitten im Überflutungsgebiet und ganz ohne Eindeichung (als ein für die öffentliche Erholung erschlossener Retentionsraum aus heutiger Sicht eigentlich ein verblüffend innovatives, bis jetzt allerdings kaum beachtetes Gartenkunstwerk).

Problematisch sind die inzwischen deutlich angehobenen Maximalbemessungspegelstände, so dass die bisher vorhandenen Schutzanlagen außergewöhnlichen Hochwasserereignissen wie in der jüngsten Vergangenheit nicht mehr gewachsen wären. Während in anderen Situationen in der Regel denkmalpflegerische Aspekte gegenüber technischen Vorgaben des Hochwasserschutzes als nachrangig behandelt werden, konnte man bei der Sanierung des Wörlitzer Elbdeiches und bei dem gegenwärtig im Bau befindlichen Ringdeich des Luisiums praktikable Kompromisslösungen realisieren, welche bei einer zeitgemäßen Ertüchtigung der Schutzanlagen auch einen umfangreichen Erhalt historischer Substanz und die Sicherung charakteristischer Parkszenen erlaubten.

Bemerken Sie in den Anlagen Auswirkungen des Klimawandels? Und sind diese ggf. alle negativ?

Die Wirkungen des Klimawandels und in welchem Zeitraum man diesen Wandel konkret verortet, sind Gegenstand vielfältiger Untersuchungen und interdisziplinärer Erörterungen. Die Kulturstiftung Dessau-Wörlitz nimmt daran im Rahmen institutionsübergreifender Arbeitskreise sowie mit eigenen Forschungsprojekten Anteil. Um beobachtete Entwicklungen konkreten Ursachen sicher zuordnen und so die Wirkungen klimatischer Veränderungen sachspezifisch, aber auch in ihrer Komplexität bewerten zu können, fehlt es noch an längerfristigen, ausreichend detaillierten Analysen.

Grundsätzlich gefragt: Ist es möglich und, wenn ja, auch sinnvoll, einen gärtnerischen Zustand der Vergangenheit zu konservieren? Pflanzen sind ja lebende Wesen, die technischen Möglichkeiten des Gartenbaus sind an-

dere als vor über 200 Jahren, insofern scheint alles auf Veränderung zu drängen ...

Grundsätzlich ist es per internationalen Positionierungen, nationalen und Landesgesetzgebungen fixiertes Ziel der Denkmalpflege, die als erhaltenswert eingeschätzten Kulturgüter in möglichst allen ihren Eigenschaften für eine möglichst lange Zeit zu erhalten, sie zu erforschen und zu vermitteln. Diesen Grundsätzen ist die Kulturstiftung gemäß ihrer Satzung verpflichtet.

Gartendenkmalpflegerische Rahmenpläne, Zielkonzeptionen oder Parkpflegewerke enthalten detaillierte Zielbestimmungen auf der Grundlage wissenschaftlicher Analysen und entsprechend nachvollziehbarer Bewertungen. Daraus ergibt sich, welche Steuerungsmechanismen zu bedienen sind, um natürliche Entwicklungsprozesse zur Erreichung eines beabsichtigten Zielzustandes zu beeinflussen, oder welche Erneuerungen z. B. bei Alterung bzw. Abgang pflanzlicher Elemente notwendig werden. So kann es beispielsweise wichtig sein, genau zu bestimmen, welche Artenzusammensetzung ein Parkrasen oder welche Schnittform eine Hecke haben soll. Solche Ziele können u. U. durchaus durch Verwendung einer modernen Technologie erreicht werden, welche dann frühere (heute oft als zu aufwändig kaum noch realisierbare) Verfahrensweisen ersetzen kann.

Andererseits: Hat die ursprüngliche Idee des Fürsten Franz vielleicht sogar eine besondere Aktualität in unserer Zeit? (Mir fallen die Stichworte Pflege der Kulturlandschaft und Sorge um den öffentlichen Raum ein, weitere sind sicherlich denkbar.)

Die pädagogischen Intentionen des Fürsten Franz sind so aktuell wie eh und je. Dies zeigt sich bei den Interieurs der Schlösser, beispielsweise des Schlosses Wörlitz, das von Beginn an jedermann zugänglich war, ebenso wie bei den Gebäuden selbst, die gebaute Reiseeindrücke darstell(t)en. In den Wörlitzer Anlagen finden sich beispielsweise 19 Brücken, die ein regelrechtes „Brückenprogramm“ bildeten. Den Besucherinnen und Besuchern sollte eine Geschichte der Brückenbaukunst vor Augen geführt werden.

Somit hat das aus den Bestrebungen des Fürsten Franz herrührende Gesamtkunstwerk mit seinem immensen Gehalt an Ideen und Positionierungen selbstverständlich eine große Bedeutung für die Gegenwart. Dies war auch schon Ausgangspunkt der besonderen Wertschätzung, wie sie mindestens Teile des Gartenreiches im 18., 19. und 20. Jahrhundert erfuhren. Das Kernmotiv kann man hier als die allgegenwärtige Verbindung des ökonomisch Nützlichen mit handwerklicher (technischer, gärtnerischer ...) Meisterschaft und dem ästhetisch Schönen umreißen. Dies steht in direktem Kontrast beispielsweise zu einseitigem Profitstreben und damit verbundenem Raubbau an Natur und Landschaft oder auch zu bloßer Dekoration um der Repräsentation willen. Dass dieses Weltbild im Fürstentum Anhalt-Dessau in solcher Vielschichtigkeit und so flächendeckenden Ausmaßen realisiert werden konnte, liegt aber auch in dem Handlungsspielraum des Fürsten Franz als Regent eines feudalen Staatssystems mit starker Zentralisierung (also mit einem im Vergleich zu anderen deutschen Staaten dieser Zeit schwachen Einfluss anderer Grundbesitzer und des Bauernstandes) begründet.

Wünschen Sie sich mehr oder weniger Besucher? (Im Umgang mit Pflanzen ist weniger manchmal vielleicht mehr.)

Wie wohl fast jede kulturelle Einrichtung sind auch die Welterbestätten auf eigene Einnahmen angewiesen. Aus dieser Perspektive ist eine Steigerung der Besucherzahlen und damit eine Erhöhung der eigenen Einnahmen zu begrüßen. Auf der anderen Seite muss der Tourismus denkmalgerecht gestaltet werden, da jede Gefährdung eines Denkmals ausgeschlossen werden muss. Dies gilt insbesondere für UNESCO-Stätten.

Der satzungsgemäße Auftrag der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz konzentriert sich auf die Erhaltung und Pflege des Gartenreiches einschließlich seiner Bauwerke, Gärten und Kunstsammlungen für zukünftige Generationen. Die angemessene touristische Vermittlung gehört ebenso dazu. Verpflichtend für die Kulturstiftung Dessau-Wörlitz ist neben ihrem Selbstanspruch an höchste Qualität generationenübergreifendes Denken und Handeln auf jeder Arbeitsebene.

Beide sind Prämissen auch bei der „Vermarktung“ des Gartenreiches. Die Schaffung einer „Event-Location“ ist damit keinesfalls gemeint.

Mit der Zuerkennung des Welterbe-Status hat die Besucherzahl doch sicherlich stark zugenommen, nicht wahr? Hat dieser Status also auch Nachteile? Welche konkreten Vorteile bringt er dem Gartenreich ein?

Der UNESCO-Status ist ein Gütesiegel erster Klasse. Er verweist, wie der Titel schon sagt, auf das weltweit Einzigartige jeder Stätte. Inwieweit er sich auf die Besucherzahlen auswirkt, kann aufgrund des freien Eintritts in alle Parkanlagen im Gartenreich nicht verlässlich gesagt werden. Schätzungsweise kommen jedes Jahr eine Million Besucher allein nach Wörlitz.

Auf der anderen Seite bringt er nicht nur Vorteile eines Image-Gewinns, sondern auch Verpflichtungen im Sinne der Denkmalpflege mit sich. Er kann auch, wie das Beispiel der Dresdner Waldschlösschenbrücke gezeigt hat, wieder aberkannt werden, wobei die Frage nach den Auswirkungen der Aberkennung auf den Tourismus jeweils individuell betrachtet werden muss. Insgesamt ist zu sagen, dass der UNESCO-Status Auszeichnung und Verpflichtung zugleich ist.

Für das Marketing und die Kommunikation des Gartenreichs Dessau-Wörlitz ist der UNESCO-Status ein großer Vorteil. Im Verbund mit den benachbarten UNESCO-Stätten wie dem Bauhaus Dessau und den Luther-Gedenkstätten sowie der Biosphäre Mittelelbe werden überregional Besucher angesprochen und für einen Besuch der Region geworben. Der Status ist auf jeder Kommunikationsebene ein großer Vorteil.

Bemerken Sie in den letzten Jahren Veränderungen des Besucherverhaltens, positive oder negative? Ich denke hierbei v. a. an all die Leute, die auch im Kontakt mit der Natur bzw. mit der Kulturlandschaft auf elektronische Medien nicht verzichten möchten, alles fotografieren usw.; hat das konkrete Auswirkungen auf Ihre Arbeit? Welche Veränderungen beobachten Sie außerdem?

Unstrittig ist wohl, dass sich das Erscheinungsbild der Gärten und Parks im Laufe der Jahrhunderte mehrfach verändert hat (insbesondere nach der Wende von 1989), was auch auf ein verändertes Besucherverhalten zurückgeführt werden kann. In

jüngster Zeit wurde vielfach eine Verschlechterung der Disziplin von einzelnen Besucherinnen und Besuchern festgestellt (Nicht-Beachtung der Parkordnungen wie z. B. Entsorgung von Müll in den Gärten, Radfahren in sensiblen Zonen, Durchführung von Picknicks, Nicht-Einhaltung von Rauchverboten, Ruhestörungen etc.). Zu konstatieren sind ebenso unerlaubte Drohnenflüge. Auf der anderen, positiven Seite, kommen zahlreiche Gäste, um die Ruhe und die Natur im Gartenreich zu genießen. Zu diesen gehören auch die Nutzer und Nutzerinnen der Ferienwohnungen der Kulturstiftung.

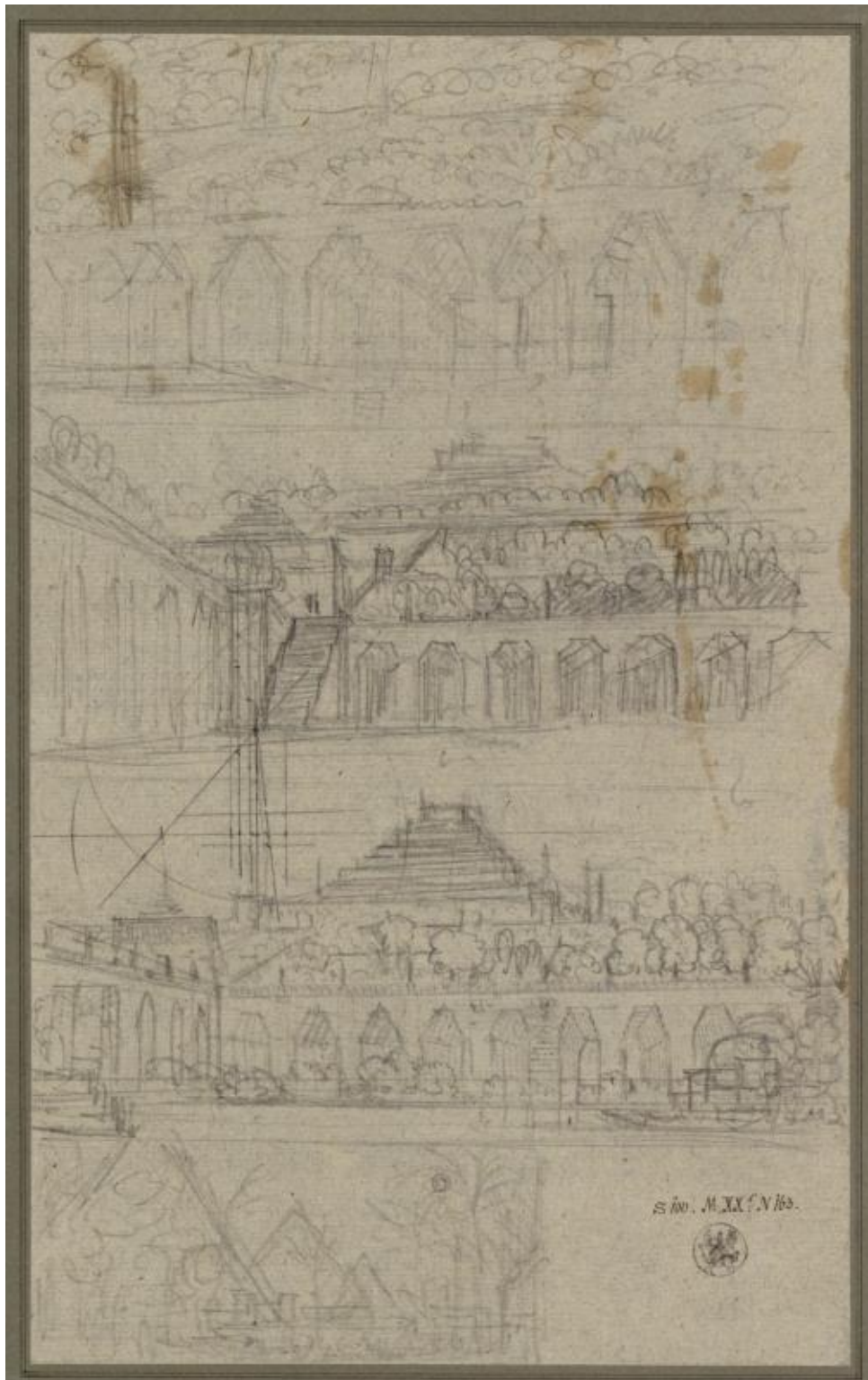
Worin sehen Sie die größten Aufgaben für das Gartenreich bzw. sein Personal in den nächsten Jahren?

Waren noch vor wenigen Jahren Hochwasserereignisse das gravierende Problem,

stellt auch der sich abzeichnende Klimawandel die Pflege der Gärten und Parks schon heute vor große Herausforderungen. So besteht für die Abteilung Gärten und Gewässer die Hauptaufgabe in (satzungsgemäßer) Erhaltung und Pflege der Parks und sonstigen Anpflanzungen bzw. Freiraumgestaltungen. Es wird hier um die Sicherung der Resultate von Instandsetzungen und Sanierungen der letzten Jahrzehnte, die Fortführung dieser Arbeiten im Sinne des Denkmalrahmenplans und die Abwehr von gefährdenden Einflüssen gehen.

Neben den Auswirkungen auf die Vegetation müssen auch in den Bauwerken (z. B. bei Ausstellungen) zum Schutz der kostbaren Gemälde und anderen Interieurs Vorkehrungen gegen die Überhitzung getroffen werden.

Vielen Dank!



Karl Friedrich Schinkel: Die Sieben Weltwunder – drei Skizzen zu den hängenden Gärten der Semiramis und Skizze zu den ägyptischen Pyramiden (1814). Zeichnung.

Antero de Quental (1842–1891)

AUS DEN *LEITURAS POPULARES* (1860)

Fortsetzung aus Heft 12

Quental ruft in den Abschnitten V–VII seines Essays in emphatischen Worten dazu auf, für die Zukunft des portugiesischen Volkes und insbesondere seines Bildungswesens zu arbeiten. Es fehle weder an Vorstellungen hierzu noch an den Mitteln zu deren Umsetzung, sondern nur an dem Willen. Er empfiehlt eine Idee des „großen Franzosen und großen Volksfreundes“ Cormenin (*Louis Marie de la Haye, Vicomte de Cormenin [1788–1868], Jurist und politischer Publizist*). Diese sei kostengünstig und habe sich bereits in Frankreich bewährt. Quental betont die sozioökonomische Bedeutung der Landwirtschaft, dementsprechend auch der Bildungsmöglichkeiten für die Landbevölkerung. Dabei gehe es um ihr Menschenrecht auf Bildung bzw. Aufklärung (*ilustração*) und zugleich um den ökonomischen Vorteil für die Allgemeinheit, der aus einer besseren, ertragreicheren und billigeren landwirtschaftlichen Produktion erwachse.

VIII

Cormenin hatte verstanden, daß der Bauer, nur weil er Bauer war, trotzdem nicht jenes Brotes des Geistes beraubt bleiben mußte, welches die Lektüre ist.

Ausgehend von dieser Wahrheit erdachte er eine Bibliothek von 200 oder 300 Bänden für das Volk, anspruchslos im Gegenstand und leicht verdaulich: Jeder Landkreis besitzt eine dieser Bibliotheken, aufgeteilt in so viele kleinere, wie die zugehörigen Dörfer und Ortschaften, und im Verhältnis zu ihnen numerisch geordnet. Eine jede dieser Kleinbüchereien wird vom Verwalter des Landkreises dem Pfarrer des jeweiligen Dorfes übersandt, damit er die Bände kostenlos verteilt an diejenigen, die sie benötigen und nach ihnen verlangen, indem er den Namen jedes Lesers in eine Liste einträgt und ihn durchstreicht, wenn die Rückgabe der Bände jeweils erfolgt.

Nach sechs Monaten müssen sich alle Werke, aus denen die Kleinbücherei besteht, beim Pfarrer befinden, der sie in jenes Dorf weiterschickt, das die Bibliothek mit der nächstfolgenden Nummer hat, wofür er diejenige erhält, die sich dort zu dem gleichen Zweck befand.

Nach einiger Zeit, wenn jedes Dorf für einen Zeitraum von sechs Monaten eine jede der Teilbibliotheken gehabt hat, nämlich alle Bücher des Landkreises nach und nach und zu verschiedenen Malen, wird die ganze Bibliothek gegen die des nächsten Landkreises ausgetauscht, indem man immer so mit demselben Lektüresystem fortfährt, so daß in wenigen Jahren wenige Bücher, indem sie durch Tausende von Händen und durch Tausende von Intelligenzen gehen, die Runde durch das Land gemacht und die Schulbildung zu den Bedürftigsten gebracht haben, ohne daß hierfür große Aufwendungen erforderlich wären.

Dieses so einfache wie preiswerte und nutzbringende Konzept nannte Cormenin – System der ambulanten Landbibliotheken.

IX

Die Güte eines solchen Konzepts ist an sich und klar zu erkennen. Das Desiderat der modernen Zivilisation – die Schulbildung des Volkes – zu verwirklichen, in so großem Ausmaß, so gut und zu einem solchen Preis – ich glaube, daß das kein anderes [Konzept] besser leisten kann.

In den ersten Jahren wird man wenige gute Ergebnisse erzielen, weil die Bewohner unserer ländlichen Gegenden die Vorteile des Lesens noch nicht kennen, aber wenn sie durch die Praxis daran gewöhnt sind und sich sozusagen an das System akklimatisiert haben und vor allem die Früchte sehen, welche die Lesenden ernten werden, dann wird sich in Kürze die gesamte Landbevölkerung auf die Suche nach Büchern machen, und nur noch mit Ungerechtigkeit wird der hochmütige Bewohner der Stadt sie – ungeschliffen nennen können.

X

Bei der Auswahl der Bücher ist es, wo man alle Umsicht aufbieten muß, damit die Schulbildung nicht in schädlichen oder unnützen Lektüren verkommt.

Jede Kleinbibliothek sollte bestehen aus kleinen Bänden über Naturwissenschaften, häusliche Medizin, Büchern über Religion, Landwirtschaft, allgemeine Politik, Verwaltung, Geschichte, Geografie und Reisen; all dies ausgewählt von einer versierten und geeigneten Person.

Namentlich in unserer Heimat muß man sich hauptsächlich darum kümmern, sie zu beschaffen oder aus den Fremdsprachen in ein ungekünsteltes Portugiesisch zu übersetzen, wobei man aus allen die besten und nützlichsten auswählt.

Jedoch ist hier nichts zu befürchten, da sich noch gute und nützliche Bücher finden, und sollten welche fehlen, so können sie durchaus ersetzt werden durch Versionen der besten der anderen Länder, die in dieser Art von populärer Literatur weiter als wir fortgeschritten sind.

XI

Einige Bücher gibt es, so meine Überzeugung, welche in der Lage sind, den Weg einer solchen Mission erfolgreich zurückzulegen: portugiesische Originale die einen; die anderen in unsere Sprache aus den ausländischen übersetzt. Und was bedeutet dieser Unterschied schon? Jemand hat einmal gesagt, der Genius habe kein Vaterland. Ein gutes Buch, das heute erscheint, wird bereits morgen alle Sprachen sprechen, und es wird mit Leidenschaft von allen Kulturvölkern der Erde, wie viele es auch sind, gelesen werden.

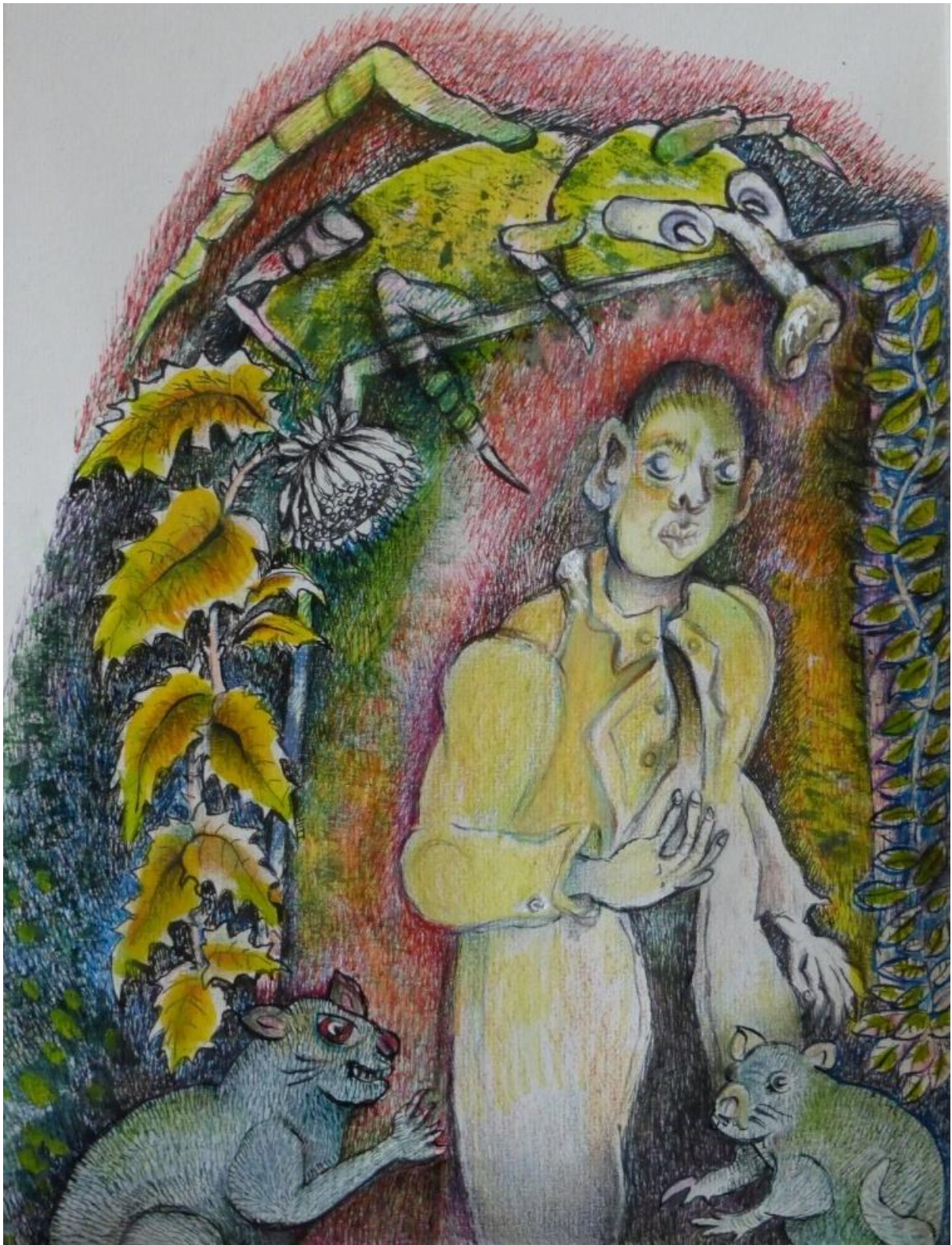
Von einigen Büchern weiß ich, die den Anforderungen genügen: Sie sind wahrlich wenige, aber gute, aber sehr gute; fast alle bekannt und von der Publikumsgunst verwöhnt; einige nicht so sehr: Allen [Lesern] dient der Name des Autors als Kautions. Es ist mir recht, daß ich über sie ein bißchen weitläufig gesprochen habe, denn so gut sind sie, daß ich ihnen die Zuneigung von noch mehr Lesern, noch mehr Verbreitung unter dem Volk gönnte. Mit ihnen, so wünschte ich, sollte das zivilisatorische Werk der – Landbibliotheken beginnen.

XII

Jenes Buch, welches das Volk tunlichst als erstes liest und wiederliest, oft handhabt und oft zum Gegenstand des Nachdenkens macht, trägt seine eigene Empfehlung in sich: Es kommt gezeichnet mit einem portugiesischen Namen daher, und zwar einem von den größten. Von ihm hat Castilho gesagt: Wer für sich beanspruchen würde, in ein paar Absätzen ein so gehaltvolles, so mannigfaltiges und so gänzlich ersprießliches Werk zu beurteilen, wie es dieses Buch ist, bewiese damit, daß er es entweder nicht gelesen hat oder nicht würdig war, es zu lesen. Wir lesen es, lesen es wieder, haben es noch aufgeschlagen vor uns, und aufgeschlagen werden wir es auf dem Tisch für neue Betrachtungen zurücklassen. Sein Titel lautet:

Benutzte Textausgabe: Antero de Quental: *Prosas sócio-políticas*. Publicadas e apresentadas por Joel Serrão, Lisboa/Angra do Heroísmo 1982 (Coleção Pensamento português), S. 115–123, hier S. 118–123. Die Übertragung aus dem Portugiesischen stammt vom Hrsg. dieser Zeitschrift.

António Feliciano de Castilho (1800–1875) beeinflusste Quental stark mit seinem Werk *Felicidade pela Agricultura* (Ponta Delgada 1849). – Quentals Aufsatz schließt auch im Original ohne Nennung des Buchtitels.



Irene Klaffke: Der blinde Gärtner (2017). Mischtechnik.

In der ersten Szene von Voltaires Tragödie *Sémiramis* sprechen die Freunde Arzace und Mitrane miteinander – selbstverständlich in wohlgesetzten Alexandrinern und mit Aussicht auf die Hängenden Gärten: Schauplatz ist das antike Babylon zur Zeit der Königin Semiramis.

ARZACE.

Ja, der Geheimbefehl, Mitrane, erteilt vom Thron,
Gibt deinem Arm zurück Arzace in Babylon.
Auf diese Stätten, die vom Glanz der Königin
Erstrahlen, presse sie ihr Siegel: großen Sinn.
Welch hohe Kunst erschuf die Staffel dieser Wälle,
Da gleichsam irrigeführt der Euphrat zinst die Welle?
Der Tempel hier – und dort die Gärten in der Luft,
Dies Grabmal riesengroß: des edlen Ninus Gruft?
Ewige Bauten, doch kein Wunder gegen s i e .
Und hierher ruft sie mich zu beugen ihr mein Knie.
Des Ostens Könige, die sich von weitem neigen,
Empfingen nie die Ehrn, die mir sie wird bezeigen.
Ich werd' die Königin im Glanz des Glückes schau.

MITRANE.

Dem guten Ruf, Arzace, ist oft nicht recht zu traun:
Vielleicht, daß Euch wie mir der Jammer bald entfährt,
Wenn Ihr von nahem seht, was Ihr so sehr verehrt.

[...]

Benutzte Textausgabe: *La Tragédie de Sémiramis*, par M. de Voltaire. Et quelques autres Pièces [!] de Littérature ..., Paris 1749, S. 33f. Die Übertragung aus dem Französischen stammt vom Hrsg. dieser Zeitschrift.

Bildnachweis

Titelbild sowie S. 16, 38, 51: Irene Klaffke.

S. 10: Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ident.-Nr. 288-77;

Foto: Volker H. Schneider;

S. 26: Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ident.-Nr. KdZ 8847;

Foto: Atelier Schneider;

S. 44: Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ident.-Nr. SM 22e.72;

Foto: Kupferstichkabinett;

S. 48: Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Ident.-Nr. SM 20c.163;

Foto: Kupferstichkabinett.

Für S. 10, 26, 44, 48: <http://www.smb-digital.de>;

Lizenzbedingungen unter <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

S. 32: blume (michael johann bauer).

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint zweimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht.

Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.